

Janina Iwańska (*1930)

Erinnerungen an eine Jugend unter deutscher Besatzung - Warschauer Aufstand, KZ-Haft und Rückkehr in eine Heimat in Trümmern

Interview vom 29. März 2023

Małgorzata Grygiel (Pilecki-Institut Warschau) und Lukas Wiczorek (Pilecki-Institut Berlin)

Themen: Deutsche Besatzung Polens während des 2. Weltkriegs, Warschauer Aufstand, Massaker von Wola, KZ Auschwitz, Todesmarsch, KZ Ravensbrück, Außenlager Neustadt-Glewe, Befreiung und Rückkehr nach Polen, Warschau und Polen in der Nachkriegszeit

Janina Iwańska

Mein Name ist Janina Iwańska. Ich wurde am 12. Juni 1930 in Warschau geboren. Ich habe mein ganzes Leben von der Geburt bis, wie ich hoffe, zum Tod, in Warschau verbracht, mit Ausnahme eines Jahres, welches ich im Lager verbracht habe.

Małgorzata Grygiel

Wie hießen Ihre Eltern?

Janina Iwańska

Meine Mutter hieß Zofia, mein Vater Piotr.

Małgorzata Grygiel

Wie war der Mädchename Ihrer Mutter?

Janina Iwańska

Niemierka.

Małgorzata Grygiel

Und wie hieß Ihr Vater mit Nachnamen?

Janina Iwańska

Iwański, ich war niemals verheiratet.

Lukas Wiczorek

Pani Janina, wie sah das Leben von Ihnen und Ihrer Familie vor dem Zweiten Weltkrieg aus?

Janina Iwańska

Wir lebten im Warschauer Stadtteil Wola, in der Żytnia-Straße. Mein Vater verdiente seinen Lebensunterhalt als Taxifahrer, während meine Mutter sich um den Haushalt kümmerte – so war es

damals üblich. Wenn der Mann arbeitete, blieb die Frau zu Hause, um sich der Familie und den täglichen Pflichten zu widmen.

Unsere Familie bestand aus vier Personen: meinen Eltern, mir und meinem jüngeren Bruder. Er war fünf Jahre jünger als ich. Als der Krieg ausbrach, war ich neun Jahre alt und mein Bruder vier. Bis 1939 führten wir ein friedliches und erfülltes Leben. Die Sommerferien verbrachten wir oft bei meiner Großmutter auf dem Land in Podlasie. Dort war es einfach, aber wunderschön – die Natur, die Ruhe und die Geborgenheit sind mir bis heute in lebhafter Erinnerung geblieben.

Doch alles änderte sich im Jahr 1939. Als ich nach den Sommerferien von Podlasie nach Hause zurückkehrte, war mein Vater fort. Man hatte ihn zum Kriegsdienst eingezogen, und unser bis dahin unbeschwertes Leben nahm ein jähes Ende.

Lukas Wieczorek

Wie sah der Stadtteil Wola vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges aus?

Janina Iwańska

Bis zum Ausbruch des Krieges 1939 war Wola ein lebendiger Arbeiterbezirk, geprägt von zahlreichen Fabriken, die sich in nahezu jeder Straße befanden. Die Menschen, die in Wola lebten, waren größtenteils Arbeiter:innen, die bewusst in der Nähe ihrer Arbeitsplätze wohnten, da der öffentliche Nahverkehr für viele unerschwinglich war – eine Straßenbahnfahrkarte kostete 25 Groszy, wofür man damals fast ein Mittagessen mit Gemüse und Fleisch für die Familie kaufen konnte.

Auch in der Żytnia-Straße, meiner Straße, reihte sich eine Fabrik an die nächste. Obwohl sie vergleichsweise kurz war, gab es dort eine Gerberei, eine Fabrik für Kaffee, Tee, Schokolade und Kakao, eine Spiralfabrik, die Federn herstellte, sowie eine große Schreinerei. In der benachbarten Straße befanden sich die Einrichtungen, die bis heute von den Ordensschwestern der Familie Mariä und der Familie der heiligen Magdalena betreut werden.

An der nächsten Ecke stand die Sokół-Fabrik, die Zigaretten und Zigarettenpapier herstellte, und gleich daneben eine Fußmattenfabrik, die 1939 bei einem Bombenangriff in Flammen aufging. Eine besondere Fabrik war die Paschalski-Fabrik, die als "Geheimfabrik" bekannt war. Dort wurden vermutlich Patronen oder Waffen hergestellt. Als die Deutschen 1939 einmarschierten, beschlagnahmten sie den Betrieb sofort, schlossen ihn und untersagten jeglichen Zutritt. Unweit davon gab es eine Wäscherei sowie eine Filiale der Lubliner WAG-Fabrik, die Waagen herstellte. Auf diesem kurzen Abschnitt der Żytnia-Straße konzentrierten sich zahlreiche Arbeitsstätten, während es nur drei oder vier Wohnhäuser gab, in denen die Arbeiter:innen lebten.

Auch in den umliegenden Straßen war die Industrie allgegenwärtig. In der Majde-Straße befand sich eine Seifenfabrik, nicht weit davon eine große Tapetenfabrik sowie ein pharmazeutischer Betrieb, der bis heute existiert. Entlang der Wolska-Straße zog sich ein ausgedehntes Industriegebiet, das den Bezirk Wola zu einem Zentrum der Arbeit machte.

Einen besonderen Ruf genoss die Karpiński-Fabrik, die Sodawasser und verschiedene Limonaden herstellte. Ihre Orangenlimonade war in ganz Wola bekannt. Damals war es üblich, dass die Menschen in der Nähe ihres Wohnortes arbeiteten – im Gegensatz zu heute, wo man oft weite Wege zur Arbeit zurücklegt.

Lukas Wieczorek

Wie war ihre Beziehung zu dem Viertel Wola?

Janina Iwańska

Ich wurde in Wola geboren und lebte dort bis zum Ausbruch des Warschauer Aufstands. Während des Aufstands wurde ich ins Konzentrationslager Auschwitz deportiert. Als ich nach dem Krieg zurückkehrte, existierte Wola nicht mehr – die Deutschen hatten den Stadtteil niedergebrannt und vollständig zerstört. Von unserem Haus war praktisch keine Spur mehr übrig.

Wir standen vor der Aufgabe, eine neue Unterkunft zu finden. Zum Glück hatten meine Eltern eine vorübergehende Bleibe im Stadtzentrum (Śródmieście) gefunden – bei dem Bruder meines Vaters und seiner Frau. Ihre Wohnung war teilweise zerstört: Eine Hälfte war unbewohnbar, aber die andere Hälfte konnte genutzt werden. Nach dem Krieg versammelte sich dort die gesamte Familie – die Brüder und Schwestern meiner Eltern, meine Eltern selbst und auch ich, nachdem ich aus dem Lager zurückgekehrt war. Alle suchten von dort aus nach einem festen Dach über dem Kopf.

Schließlich begannen wir, in den Trümmern nach einer eigenen Wohnung für die Familie zu suchen. Es war eine schwierige Zeit, aber diese Wohnung sollte uns wieder eine Art von Normalität zurückgeben.

Lukas Wiczorek

Wie haben Sie als Kind den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und die Zeit der deutschen Besatzung erlebt?

Janina Iwańska

Als ich aus den Ferien bei meiner Großmutter zurückkehrte, war mein Vater bereits fort. Es war noch nicht der 1. September, sondern Ende August. Meine Mutter nahm meinen Bruder und mich mit, und wir fuhren zu ihm. Mein Vater war zur Armee eingezogen worden, genauer gesagt zur Nachrichtentruppe. In Powązki befand sich eine Verbindungseinheit, in der die Männer bis zum 1. September stationiert blieben. Meine Mutter und ich besuchten ihn dort. Wir trafen ihn am Zaun, da es uns nicht erlaubt war, das Kasernengelände zu betreten. Wir unterhielten uns eine Weile, während er auf der anderen Seite des Zauns stand. Schließlich verabschiedete er sich von uns, und wir gingen nach Hause. Am 1. September wollten wir ihn erneut besuchen, doch dann erfuhren wir, dass die Einheit bereits abgezogen war. Trotzdem blieben wir vorerst zu Hause – denn für uns war der Krieg noch nicht spürbar angekommen.

Der 1. September war der erste Schultag – ein besonderer Tag, an dem wir nach den Ferien wieder in die Schule gingen. Ich war festlich gekleidet, mit neuen Schleifen im Haar, bereit für den Beginn des neuen Schuljahres. Wie immer wollten wir uns mit unseren Freunden auf dem Hof treffen, um gemeinsam zur Schule zu gehen. Wir holten uns gegenseitig ab und zogen in einer fröhlichen Gruppe los. Doch bevor wir das Haus verlassen konnten, hörten wir die Nachricht im Radio: Es war Krieg war. Ich glaube, es war der Präsident von Warschau, der dies verkündete. Plötzlich war alles anders. Es gab einen Aufruf an die Bevölkerung, die Stadt zu verteidigen. An diesem Tag ging ich nicht mehr zur Schule – und ich sollte es auch in den folgenden Tagen nicht tun.

Noch am selben Tag tauchten die Flugzeuge am Himmel auf und begannen, Bomben abzuwerfen. Unsere Straße, die Żytnia-Straße, wurde direkt getroffen. Eine Bombe zerstörte die Gerberei fast vollständig und ließ kaum etwas von ihr übrig. Auch die Fußmattenfabrik stand in Flammen und brannte vollständig nieder. Von einem Moment auf den anderen war der Krieg nicht mehr nur eine Radiomeldung – er war direkt bei uns.

In den ersten Kriegstagen gab es Brände an vielen Orten, aber unsere Straße blieb von weiteren Bränden verschont. Mit dem Ausbruch des Krieges und der Einberufung der Männer entstanden jedoch neue Aufgaben für die Frauen. In jedem Mietshaus wurden sogenannte Frauenverteidigungsorganisationen gegründet. Zwei solcher Organisationen waren die Flugabwehrliga (LOPL) und die Liga zur Verteidigung gegen Luftangriffe (LOPP). Jede dieser Gruppen hatte eine spezifische Rolle.

Die Frauen der Flugabwehrliga (LOPL) waren dafür verantwortlich, Brände zu löschen, die durch Brandbomben verursacht wurden. Auf den Dächern der Häuser standen bereitgestellte Sandkästen und Schaufeln. Wenn Brandbomben abgeworfen wurden und ein Feuer ausbrach, mussten die Frauen schnell auf die Dächer steigen und die Flammen mit Sand ersticken, um eine Ausbreitung des Feuers zu verhindern.

Die Frauen der LOPP hingegen waren für die Einhaltung der Verdunkelungsvorschriften zuständig. Bei einem Fliegeralarm mussten alle Lichter in den Häusern ausgeschaltet werden. Wenn es Strom gab, bedeutete das, das elektrische Licht zu löschen; bei Stromausfällen wurden oft Karbidlampen benutzt. Die Mitglieder der LOPP kontrollierten, ob aus den Fenstern Licht nach außen drang. Sie gingen auf die Straße oder in den Hof, um die Fenster der umliegenden Wohnungen zu überprüfen. Wo noch Licht zu sehen war, forderten sie die Bewohner:innen auf, es auszuschalten oder die Vorhänge zu schließen, damit die Stadt im Dunkeln blieb und den feindlichen Flugzeugen keine Angriffsziele bot.

Zu Beginn des Krieges hatten die meisten Menschen schwarze Papierrollen, die sie herunterließen, um zu verhindern, dass Licht aus den Fenstern drang. Es war ein erster Schritt, um sich vor den feindlichen Flugzeugen zu verbergen. Ende September, als die Deutschen in die Stadt einmarschierten, waren fast keine Männer mehr in Warschau – nur noch Frauen und Kinder in Warschau. Doch schon im Oktober öffnete die Schule wieder, und der Alltag nahm irgendwie seinen Lauf. Wir gingen zur Schule, während die Mütter versuchten, Arbeit zu finden, damit sie ihre Kinder versorgen konnten. So begann die Zeit der Besatzung.

Lukas Wieczorek

Wie haben Sie die Zeit der Besatzung erlebt?

Janina Iwańska

Das Schlimmste während der Besatzung war die ständige Unsicherheit. Irgendwann kamen die Männer aus dem Krieg zurück – einige sind aus der Kriegsgefangenschaft geflüchtet, andere hatten sich versteckt, denn nicht jeder war in Gefangenschaft geraten. Nach und nach begann das normale Leben wieder, zumindest oberflächlich. Eine ganze Familie von Straßenbahnarbeitern und zwei Familien von Feuerwehrleuten kehrten zurück und setzten ihre Arbeit fort, bei der Feuerwehr und der Straßenbahn. Doch in Wirklichkeit waren alle in diesen Familien im Untergrund aktiv, und das Leben im Untergrund nahm seinen Anfang.

Sobald dieser Widerstand begann, wusste jeder von seiner Existenz, aber auch, dass er von den Besatzern verfolgt und unterdrückt wurde. Wenn jemand das Haus verließ und nicht zurückkehrte, war klar, dass er oder sie entweder gefangen genommen oder verhaftet worden war. In diesem Fall mussten sich alle, die mit dieser Person in Kontakt standen, versteckt halten. So lebten wir in ständiger Angst.

Ich habe persönlich gleich zu Beginn der Besatzung eine erschütternde Erfahrung machen müssen. Ich ging damals zur. Es war eine neue Schule, eine Vorkriegsschule, und 1939 war sie noch aktiv. Später, als die Grenze des Ghettos gezogen wurde, befand sich die Schule im Ghetto. Doch zu jener Zeit war sie noch außerhalb des Ghettos, und ich konnte ganz normal hingehen.

Hinter der Schule, in der Leszno-Straße, gab es ein elegantes Wohnhaus mit Balkonen, das 1939 im Oktober, kurz nach Kriegsbeginn, zu einem Schauplatz eines entsetzlichen Ereignisses wurde. Jemand hatte einen Deutschen umgebracht, und als Vergeltung ergriffen die Deutschen einige Dutzend Männer aus der Stadt. In diesem Gebäude in Leszno wurden sie zum Tod durch den Strang verurteilt.

Dann kamen die Deutschen zu unserer Schule und befahlen den Lehrern, uns Kinder dorthin zu bringen. So wurden wir aus der Schule geführt und gezwungen, bei der Hinrichtung der Männer zuzuschauen, die an den Balkonen aufgehängt wurden. Das war mein erster tragischer Eindruck des Krieges. Ich war damals neun Jahre alt. Die Deutschen erklärten uns, dass jeder, der seine Hand gegen einen Deutschen erhebe, derart bestraft werde.

Das war die erste prägende Erinnerung der deutschen Besatzung: Wann immer wir einen deutschen Soldaten sah oder seine Schritte hörte – und man konnte die Schritte der Deutschen wegen deren schweren Stiefeln deutlich hören – wurden wir von einer schrecklichen Angst übermannt. In den ersten Tagen des Krieges war das besonders spürbar. Wir versuchten zwar einen normalen Alltag aufrechtzuerhalten: die Kinder spielten bei uns im Hof oder auf der Straße, und auch die Erwachsenen gingen ganz normal spazieren. Manchmal trafen sie sich, unterhielten sich und verbrachten eine Weile zusammen. Doch sobald die Leute Schritte der deutschen Soldaten oder Polizisten hörte oder einen Soldaten in der Ferne sahen, wurde es plötzlich still auf der Straße. Alle, vom Kind bis zum alten Menschen, rannten sofort davon und versteckten sich. Denn wir hatten schnell gelernt, was die Deutschen taten, wenn ihnen etwas nicht gefiel. Diese Erfahrung prägte uns von Anfang an und blieb während der gesamten Besatzungszeit in unseren Köpfen. So lebten wir die ganze Zeit über – ständig in der Angst vor den Deutschen.

Viele Familien verloren ihre Angehörigen – entweder wurden sie von Deutschen erschossen oder verhaftet. In Warschau gab es vier große, bei allen bekannten Gefängnissen: das in der Daniłowiczowska-Straße, hier in der Nähe, und das in der Skaryszewska-Straße in Praga. Es gab auch die beiden berüchtigten, brutalen Gefängnisse in Pawiak und Szucha. Wenn jemand in eines der ersten beiden Gefängnisse kam – Daniłowiczowska oder Skaryszewska – dann handelte es sich meist um Menschen, hauptsächlich Männer, die grundlos auf der Straße festgenommen worden waren. Sie wurden hier verhaftet und dann nach Deutschland zur Zwangsarbeit deportiert, entweder in Industriebetriebe oder auf Bauernhöfe. Diese beiden Gefängnisse waren die, in denen es noch eine Hoffnung auf Rettung gab, da man sich freikaufen konnte. Es gab sogar ein bekanntes Lied: „Du hast einen Góral und lässt mich gehen.“ Ein Góral war ein 500-Zloty-Schein, auf dem die Figur eines Góral (Goralen=Volksgruppe im Süden Polens) abgebildet war. Mit diesem Betrag konnte man sich aus einem der leichteren Gefängnisse freikaufen.

Wer dagegen in Szucha landete, befand sich bereits in den Händen der Gestapo – es war das schwerste aller Gefängnisse. Oft ging es von Szucha nach Pawiak, das ebenfalls ein sehr hartes Gefängnis war. In Pawiak saßen sowohl Männer als auch Frauen. Von dort aus ging es entweder direkt weiter, da Pawiak im Gebiet des Ghettos lag, oder die Gefangenen wurden dort im Ghetto sofort hingerichtet. In vielen Fällen wurden sie aber auch in Konzentrationslager, meist nach Auschwitz, deportiert. Das war die Realität von Pawiak. Und bis zum Ende des Krieges blieb es so. Heute gibt es noch Spuren, Überreste von Pawiak im Gebiet des Ghettos. So war das Leben während der Besatzung.

Das wirtschaftliche Leben war stark eingeschränkt: Brot, Marmelade, Zucker, Kohle waren rationiert – alles wurde nur über Rationierungskarten verteilt. Wer mehr brauchte, musste entweder bei Händlern etwas teuer kaufen oder aufs Land fahren, um dort Waren einzutauschen. Man nahm Waren aus Warschau mit, wie Kleidung oder andere Dinge für die Bauern, und im Austausch bekam man Eier, ein Stück Butter oder Käse. Diese Tauschwirtschaft war ein wichtiger Teil des Lebens während der Besatzung. So sah unser Alltag im Wesentlichen aus.

Die Frauen, die keinen anderen Ausweg hatten, mussten oft kreativ werden, um ihre Familien zu versorgen. Meine Mutter, die vom Land stammte, hatte Verbindungen zu unserer Großmutter und anderen Bekannten in einem Dorf. In der Nähe dieses Dorfes gab es eine Mühle, deren Müller drei Töchter hatte. Diese wollten sich gerne elegant kleiden – wie es für Mühletöchter wohl üblich war. Meine Mutter nutzte diese Gelegenheit: Sie kaufte auf dem Kercelak, einem bekannten Markt unweit unseres Wohnorts, Kleider und Hausschuhe ein. Auf dem Kercelak konnte man praktisch alles kaufen und verkaufen. Die mitgebrachten Waren tauschte sie bei den Müllern gegen Grütze, Roggenmehl, Weizenmehl und anderes. So sicherte sie die Versorgung unserer Familie. Von anderen Bauern tauschte meine Mutter Eier, Käse oder manchmal sogar ein Stück Fleisch ein. Wenn ein Bauer es schaffte, heimlich ein Schwein oder eine Kuh zu schlachten, konnte sie ein kleines Stück Fleisch ergattern. Doch der Transport der Lebensmittel vom Dorf nach Hause war riskant. Es war nicht einfach, die Waren einzupacken und sicher zurückzubringen, denn auf dem Weg führten die Deutschen oft Razzien durch. An Bahnhöfen, wo man damals meist mit dem Zug reiste, hielten sie Züge an, durchsuchten Körbe und Pakete und beschlagnahmten alles. Meine Mutter musste deshalb kreativ sein, ähnlich wie in dem Film *Siekiera, Motyka*. Sie wickelte Würste und andere Lebensmittel unter ihren Mantel, um sie zu verstecken und so unbemerkt nach Hause zu bringen.

Wenn meine Mutter nach Podlasie fuhr, gab es zwei Möglichkeiten. Sie konnte entweder über Małkinia reisen, von dort weiter nach Siedlce und schließlich nach Sokotów gelangen, oder sie nahm direkt die Strecke nach Siedlce und fuhr dann weiter nach Małkinia. Beide Routen waren ähnlich lang, aber die Verbindung über Siedlce galt als angenehmer und schneller – eine „kulturellere“ Strecke, wie man damals sagte. Die Strecke über Małkinia war hingegen weniger gut ausgebaut, eher vorstädtisch und schwieriger zu passieren. In Siedlce jedoch bestand eine große Gefahr: Die Deutschen kontrollierten den Bahnhof häufig und beschlagnahmten alles, was die Reisenden bei sich trugen. Małkinia war in dieser Hinsicht sicherer, da die Deutschen dieses Gebiet wegen der dortigen Partisanen mieden. Dennoch war die Reise riskant, besonders am Warschauer Bahnhof. Dort warteten die Deutschen oft und nahmen den Menschen ihr Gepäck ab. So war das wirtschaftliche Überleben während der Besatzung – ein ständiges Spiel aus Risiko und Improvisation.

Eine meiner eindrücklichsten Erfahrungen aus der Kriegszeit ist mit der Strecke zwischen Małkinia und Sokotów verbunden. Wenn man diese Route fuhr, passierte man Treblinka, und auch ich kam 1943 auf dem Weg zu meiner Großmutter dorthin. Treblinka war bereits 1942 als Vernichtungslager in Betrieb genommen worden. In jenem Jahr begannen die Transporte von Juden dorthin, die direkt zur Ermordung bestimmt waren.

Als ich 1943 mit dem Zug unterwegs war, erlebte ich die grausame Realität dieses Ortes. Am Bahnhof von Treblinka standen Waggons voller Jüdinnen und Juden, die darauf warteten, ins Lager gebracht zu werden. Viele von ihnen waren bereits tot, weil sie in den überfüllten Waggons ohne Wasser und Nahrung zu lange ausharren mussten. Der Gestank der Leichen war schon nach dem Verlassen von Małkinia zu riechen. Je näher man Treblinka kam, desto stärker vermischte sich dieser Geruch mit dem beißenden Gestank brennender Körper – dem Rauch aus den Krematorien.

Im Herbst 1943 wurde Treblinka schließlich liquidiert. Die Nazis verbrannten die verbleibenden Leichen und zerstörten die Spuren des Lagers. Bis dahin hatten sie nahezu alle Jüdinnen und Juden aus dem Warschauer Ghetto und große Teile der jüdischen Bevölkerung aus dem Osten Polens, aber auch aus Ländern wie der Tschechoslowakei und Ungarn, dorthin gebracht und ermordet. Diese Eindrücke aus den Jahren 1942 und 1943 sind unauslöschlich in meinem Gedächtnis geblieben.

Lukas Wiczorek

Ist Ihre Familie während der Besatzung zusammengeblieben?

Janina Iwańska

Dann kam mein Vater zurück. Er war aus der Kriegesfangenschaft entkommen. Ein Bauer hatte mit ihm getauscht: Mein Vater gab seine Militäruniform ab und erhielt im Gegenzug zivile Kleidung. So gelang es ihm, nach Hause zurückzukehren. Nach seiner Rückkehr arbeitete er zunächst als LKW-Fahrer für eine polnische Firma, die Transportdienstleistungen anbot. Diese Firma konnte man beauftragen, Güter von einem Ort zum anderen zu bringen. Oft nutzten auch die Deutschen diesen Service, um Waren zwischen Städten zu transportieren.

Wie es damals üblich war, waren in allen Unternehmen und an jedem Arbeitsplatz die Männer in irgendeiner Weise im Untergrund aktiv. Auch mein Vater wurde in diese Aktivitäten hineingezogen, als er seine Arbeit aufnahm. Er sprach jedoch nie offen darüber, was er genau tat. Für uns blieb es ein Geheimnis. Hin und wieder war er für ein paar Tage auf „Geschäftsreise“, wie er es nannte. Doch eines Tages ging er fort – und kehrte nicht zurück. Die Tage vergingen, und schließlich erfuhren wir die schreckliche Nachricht: Mein Vater war verhaftet worden.

Als mein Vater nach dem Krieg zurückkehrte, erzählte er uns von den Umständen seiner Verhaftung. Er war mit einer Ladung Mehl in die Gegend von Kielce geschickt worden. Die Deutschen selbst hatten ihn für den Transport ausgewählt, da in Warschau, etwa in den Mühlen in Marmont und Wola, Mehl produziert und exportiert wurde. Diese Fuhre sollte nach Kielce gebracht werden. In der Region Kielce gab es eine starke Partisanenbewegung, dort waren sehr viele Partisanen aktiv. Mein Vater behauptete, er habe nichts davon gewusst, aber wer weiß, wie es wirklich war. Unter der Mehlladung hatten einige Arbeiter heimlich Ausrüstung versteckt, die den Partisanen zugutekommen sollte. Sie hatten ihm nur mitgeteilt, dass er an einer bestimmten Kreuzung nicht der ursprünglichen Route folgen, sondern in einen Waldweg abbiegen solle.

Mein Vater folgte diesen Anweisungen, doch genau dort hatten die Deutschen einen Hinterhalt gelegt. Sie kontrollierten die Ladung, entdeckten die versteckte Ausrüstung und nahmen ihn fest. Zuerst wurde er ins Gefängnis nach Czeszochowa gebracht, später nach Kielce. Dort wurde er schwer misshandelt, um ihn dazu zu bringen, die Verantwortlichen zu verraten: Wer die Ausrüstung versteckt hatte, mit wem er in Kontakt stand und wer ihm die Anweisungen gegeben hatte. Doch mein Vater blieb standhaft. Nach dem Krieg erzählte er uns, er habe tatsächlich nichts von der Schmuggelware gewusst. Ob das die Wahrheit war oder ob er uns nur schützen wollte, werden wir nie erfahren. Trotz der Folter schwieg er und verriet niemanden. Doch er hatte Glück, statt ihn zu ermorden deportierten die Deutschen ihn nach Deutschland zur Zwangsarbeit.

In der Stadt Celle wurde mein Vater zur Arbeit in einer unterirdischen Fabrik gezwungen. Von Montag bis Samstag musste er dort unter extremen Bedingungen arbeiten, während er die Sonntage in einem Zwangsarbeitslager verbrachte. Die Fabrik wurde während des Krieges bombardiert, und mein Vater wurde dabei verletzt. Ich habe Unterlagen aus Arolsen, die genau dokumentieren, wie und wo er verwundet wurde, welche Behandlungen er erhielt und welche Diagnosen gestellt wurden. Die Dokumentation ist detailliert und vollständig.

Vor seiner Deportation zur Zwangsarbeit ging es uns verhältnismäßig gut, da er Geld verdiente, mit dem meine Mutter Waren kaufte, die sie auf dem Land gegen Lebensmittel eintauschte. Doch als er schließlich nach Deutschland zur Zwangsarbeit verschleppt wurde, musste sie erneut alleine Wege finden, um uns über Wasser zu halten.

Und so entschied meine Mutter, meinen Bruder zu unserer Großmutter aufs Land zu bringen, um ihn in Sicherheit zu wissen. Ich selbst blieb 1944 ausnahmsweise in Warschau, da ich in diesem Jahr die siebenklassige Grundschule abschloss und mich auf den Übergang zum Gymnasium (Mittelschule in

Polen) vorbereitete. Obwohl offizielle Gymnasien von den Deutschen verboten und abgeschafft wurden, existierten geheime Untergrundschulen, die Bildung weiterhin ermöglichten. Meine Eltern waren entschlossen, mir eine bessere Zukunft zu ermöglichen und legten großen Wert darauf, dass ich eine Ausbildung erhielt.

Daher bereitete ich mich intensiv auf die Aufnahmeprüfung für das erste Jahr der Mittelschule vor, die im August stattfinden sollte, da das Schuljahr bereits im September begann. Währenddessen reiste meine Mutter zu ihrem Bruder aufs Land, um ihm Lebensmittel zu bringen. Ich blieb allein zu Hause – und genau in dieser Zeit brach der Warschauer Aufstand aus.

Deshalb war ich während des Aufstands auf mich allein gestellt. Ebenso war ich allein in Auschwitz und den anderen Lagern, in die ich gebracht wurde. Meine Mutter war überzeugt, dass ich die Schrecken dieser Zeit nicht überlebt hatte, und suchte lange Zeit verzweifelt nach meinem Grab. Für sie war ich verloren, ein ganzes Jahr lang spurlos verschwunden.

Lukas Wieczorek

Wie haben Sie den Ausbruch des Aufstandes erlebt und wie waren die ersten Tage?

Janina Iwańska

Im August, vor dem Ausbruch des Aufstands, blieb ich in der Stadt und fuhr nicht aufs Land. Dadurch hatte ich die Möglichkeit, das Leben um mich herum genauer zu beobachten. Mit meinen vierzehn Jahren war ich mitten in der Phase, in der wir Mädchen – meine Freundinnen waren etwa 15 oder 16 Jahre alt – ein gewisses Interesse an den Jungs aus der Nachbarschaft entwickelten. Jede von uns hatte einen Jungen, den sie mochte – sei es vom eigenen Hof oder vom Nachbarhof. Damals war es nicht so wie heute, dass man sofort zusammenzog oder eine Beziehung öffentlich machte. Es war vielmehr eine Zeit der unbeschwertten Freundschaft, kleiner Ausflüge und gemeinsamer Spiele. Jeder hatte seinen besonderen Freund, mit dem man diese Momente teilte.

In der zweiten Augushälfte begannen die Jungs, mit denen wir uns normalerweise trafen, nach und nach zu verschwinden. Sie sagten nichts, machten keine Andeutungen – wir verabredeten uns noch wie gewohnt, doch auf einmal war niemand mehr da. Der Hof war plötzlich leer, nur wir Mädchen blieben zurück. Selbst die älteren Jungs und Mädchen, die 16- bis 17-Jährigen, schienen sich ihnen anzuschließen und waren ebenfalls verschwunden.

Gegen Ende August begann sich etwas zu verändern – es war nicht nur die Stimmung, sondern auch die Kleidung der jungen Leute. Die Jungen trugen plötzlich keine Jacketts mehr, wie es zuvor üblich war, sondern Feldblusen, eine Art militärisches Oberhemd, und dazu kniehohe Stiefel. Auch die Mädchen fingen an, solche Stiefel zu tragen. Es war auffällig, fast verdächtig, aber niemand sprach offen darüber. Selbst diejenigen, die dem Untergrund angehörten, hielten dicht – nicht einmal ihren engsten Vertrauten oder geliebten Mädchen gegenüber wagten sie etwas zuzugeben. Die Angst vor Entdeckung war einfach zu groß.

Am 1. August, als ich allein zu Hause war, da meine Mutter unterwegs war, entschied ich mich, zum Jordan-Garten an der Ecke Wolska und Okopowa zu gehen. Dieser Garten war eine Art Spielplatz, wie man sie heute kennt. Es gab dort eine Schaukel, ein Feld zum Ballspielen und sogar einen sogenannten Feuerball, mit dem man werfen konnte. Außerdem war ein Volleyballnetz aufgestellt, an dem man spielen konnte, auch wenn es nicht allzu hoch war. Gleich neben dem Garten befand sich eine Einrichtung des RGO, des Zentralen Wohlfahrtsrats der Internationalen Kinderhilfsorganisation. Dort hatten sie eine Küche eingerichtet, in der jedes Kind eine Mahlzeit bekommen konnte. Besonders für

Kinder aus ärmeren Verhältnissen oder wie mich, die allein waren und niemanden hatten, der für sie kochte, war das ein Segen. Am Vormittag konnten wir im Garten spielen und um ein Uhr in den Speisesaal gehen und dort einen Teller Suppe und ein Stück Brot erhalten. Es war genug, um satt zu werden.

Am 1. August, als ich im Garten war, hatte ich bereits zu Abend gegessen und spielte draußen. Plötzlich begannen Schüsse zu fallen, die ersten Gefechte setzten ein. Die Frauen, die auf uns Kinder im Garten achteten, kamen heraus und riefen: „Kinder, lauft nach Hause!“ Wir alle rannten so schnell wir konnten zurück. Zu Hause angekommen, herrschte auf dem Hof eine eigenartige Atmosphäre. Es waren fast ausschließlich Frauen, kleine Kinder und einige ältere Damen da – Männer und ältere Mädchen fehlten völlig. Auch alte Leute gab es nur wenige. Wir sammelten uns im Hof, verwirrt und verängstigt, und stellten uns immer wieder dieselben Fragen: „Was passiert hier? Was ist los?“

Dann kam einer der Jungen aus unserer Nachbarschaft zu uns. Er war spät dran, auf dem Weg zu einer Versammlung irgendwo in der Wolska- oder Płocka-Straße gewesen war. Er berichtete uns, dass wir vorsichtig sein sollten, da ein Aufstand geplant sei. Er erzählte, dass der Widerstand die Deutschen aus Warschau vertreiben wolle. Kurz darauf lief er hastig davon, und wir blieben zurück und versteckten uns. Es war ein außergewöhnlicher Moment, denn es war tatsächlich bereits der 1. August. Ein anderer Junge, er hieß Stasio, aus unserem Haus, der bucklig war und deshalb nicht in die Armee aufgenommen worden war, wollte unbedingt Teil der Ereignisse sein. Er bemühte sich, wie ein Mann zu wirken, und gab sich große Mühe, wichtig und tapfer zu erscheinen. Während wir anderen im Hof blieben und gespannt warteten, ging er mutig auf die Straße hinaus, um herauszufinden, was vor sich ging.

Entlang unserer Straße Żytnia, die an der Ecke zur Żelazna endet, stand das St.-Sophia-Krankenhaus, ein Entbindungs-Krankenhaus, das bis heute existiert. Während der Besatzung lag dieses Krankenhaus an der Ghettomauer, die entlang der Żelazna verlief, und befand sich somit auf dem Gebiet des Ghettos. Meine Schule, die direkt daneben lag, war ebenfalls bereits Teil des Ghettos. In diesem Krankenhaus hatten die Deutschen Stellung bezogen, und auf dem Dach war ein Scharfschütze stationiert. Dieser Scharfschütze schoss auf jeden, der sich auf der Straße zeigte. Der arme Stasio, der unbedingt sehen wollte, was draußen los war, lief auf die Straße. Der Scharfschütze entdeckte ihn und erschoss ihn ohne Zögern. Stasio wurde so zum ersten Opfer des Aufstands, und wir mussten im Hof unser erstes Grab ausheben, um ihn dort zu begraben – noch am 1. August. Danach wagten wir uns nicht mehr auf die Straßen. Wir hielten uns in den Häusern oder Hinterhöfen auf, wo es Brunnen gab, bei denen wir uns verstecken konnten.

Wir saßen im Hof, später oft in den Kellern, und nutzten diese, um uns zu bewegen. Unser Haus befand sich in einer Reihe von Altbauten – die Nummern 14, 16 und 18. Diese Gebäude hatten Keller, die miteinander verbunden wurden, indem man Trennwände zwischen den Gebäuden einriss. So konnten wir durch die Keller von Haus zu Haus gelangen, ohne auf die Straße gehen zu müssen. Später, als der Bedarf stieg, wurde sogar ein Durchgang vom Keller der Nummer 18 zur Kacza-Straße geschaffen. Dort, an der Kacza, befand sich eine Fabrik, die von einem Herrn Karpiński betrieben wurde, den ich bereits erwähnt hatte. Diese Fabrik hatte einen artesischen Brunnen, eine wertvolle Wasserquelle, die unabhängig vom städtischen Versorgungssystem funktionierte. Als die Wasserversorgung ausfiel, nutzten wir die Keller, um heimlich zur Kacza-Straße zu gelangen und Wasser aus diesem Brunnen zu holen. So konnten wir in den ersten Tagen des Aufstands unsere Versorgung sichern.

Wir hörten das Hämmern in Wola, weil dort die ersten Kämpfe stattfanden. Die Schüsse kamen aus der Richtung von Wola, begleitet vom Kanonendonner, den wir schon aus dem Jahr 1939 kannten. Dann begannen auch die Bombenangriffe. Auf dem Viadukt, der hohen Eisenbahnbrücke zwischen West-Warschau und der Gdańska-Straße, wo ein Zug stand, hörte man die Geräusche eines sogenannten "Schranks" oder einer "Kuh". Wir nannten diese Kanone "Schrank" oder "Kuh", weil sie so konstruiert

war, dass die Schussrichtung durch Drehen verändert werden konnte, und das Geräusch, das sie dabei machte, erinnerte an das Quietschen eines Schrankes oder das Brüllen einer Kuh. Deshalb sagten einige Leute, dass die Schüsse aus der „Kuh“ oder dem „Schrank“ kamen.

Sie fuhren um das Viadukt herum und schossen zunächst auf die Westseite der Wola, dann auf die Ostseite. Die Geschosse erreichten fast schon die Okopowa-Straße. Uns trafen sie noch nicht, da es noch weit entfernt war. So ging es weiter bis zum 6. August. Ich war nicht lange dort, denn die Deutschen besetzten Wola schnell und brachten die Menschen, die sie nicht töteten, in die Lager. Bis zum 6. August tobte diese schreckliche Schießerei.

An diesem Tag, einem Sonntag, kamen unsere Jungs zu uns, die bereits aus Wola geflüchtet waren und in die Altstadt gezogen waren, weil Wola fast vollständig von den Deutschen eingenommen worden war. Ihnen war befohlen worden, sich in die Altstadt zurückzuziehen. Als sie durch das Ghetto in die Altstadt gingen, kamen sie an unserem Haus vorbei, um sich von ihren Familien zu verabschieden.

Es sollte der Hochzeitstag einer Mieterin unseres Hauses sein, die ihren Hochzeitstermin auf den 6. August gelegt hatte, und ihr Freund war ebenfalls dort. Es war der 6. August, der Verklärungssonntag, und sie sollten eigentlich heiraten, aber er ging zum Aufstand, während sie zu Hause bei ihrer Mutter blieb. An diesem Tag kamen sie zu uns, und als sie sich trafen, versammelten sich alle Mieter:innen im Keller, und sie heirateten vor uns, ohne Priester, in unserer Anwesenheit als Zeug:innen. Sie schworen einander ihre Liebe, wie man es bei einer Hochzeit tut, verabschiedeten sich, und er ging zum Kämpfen in die Altstadt, während sie bei uns blieb. Nach dem Krieg wollte ich unbedingt herausfinden, was aus diesem Paar geworden war, doch ich habe nie wieder etwas von ihnen gehört oder gesehen.

Die Jungs kamen zu uns und sagten, dass der Tod auf uns wartete, weil die Deutschen nach Wola kamen und alle umbrachten. Sie zündeten die Häuser an und töteten jede und jeden, der ihnen begegnete. Wir gingen in den Keller, beteten, sprachen unser letztes Gebet, wir haben uns auf den Tod vorbereitet, darauf, dass die Deutschen bald kämen und uns töten würden. Bis zur Okopowa-Straße, bis zum 6. August, hatten sie bereits Tausende getötet und alles in Brand gesteckt.

Der größte Friedhof, die größte Hinrichtungsstätte war bei Franaszek, einer riesige Papier- und Tapetenfabrik. Dorthin, in einen riesigen Hof, brachten die Deutschen jede und jeden aus Wola und der Umgebung, aus der Plocka- und Skierniewicka-Straße, aus der Karolkowa-Straße. Sie führten sie alle dorthin und erschossen sie. Die Leichen lagen in Schichten übereinander. Die Jungs erzählten uns, dass die Deutschen dort so viele Menschen ermordeten. Wir waren also auf das Schlimmste vorbereitet. Doch am 6. August erhielten die Deutschen den Befehl, die Menschen zu verschonen und die Stadt dem Erdboden gleichzumachen.

Sie hatten bereits die Okopowa-Straße erreicht, und ich wohnte zwischen der Okopowa- und der Wronia-Straße, nur ein paar Häuser von der Okopowa entfernt. Am Montag, dem 8. August, begannen sie nach Osten zu ziehen und die Häuser zu besetzen. An diesem Tag befahlen sie uns, auf die Straße zu gehen. Vor unseren Augen steckten sie alle Häuser in Brand. Dann teilten sie uns in Gruppen ein, jeder, der ein Bündel hatte, nahm es auf den Rücken, und sie führten uns schließlich in das Durchgangslager nach Pruszków.

Zuerst gingen wir die Żytnia-Straße entlang, und auf beiden Seiten brannten die Häuser. Aber obwohl die Häuser in Flammen standen, liefen die Menschen noch, und es waren keine Leichen zu sehen. Als wir jedoch von der Okopowa-Straße abbogen und in die Górczewska-Straße kamen, brannten die Häuser dort immer noch. Aber die ganze Straße vor den brennenden Häusern und auf einigen Balkonen war von verbrannten Leichen bedeckt. Man konnte die Leichen deutlich sehen.

Wir kamen zum Krankenhaus in der Płocka-Straße, gingen dann von der Górczewska-Straße zur Płocka-Straße und von dort zur Wolska-Straße. Vor dem Krankenhaus lagen die ermordeten Ärzte in ihren weißen Kitteln. Die Patienten wurden ebenfalls erschossen, die Deutschen trieben alle aus dem Krankenhaus und schossen alle nieder. Es war grauenhaft. Als wir weitergingen und die Wolska-Straße erreichten, sahen wir auf der linken Seite die Franaszek-Fabrik. Als wir die unzähligen Leichen sahen, lief uns ein kalter Schauer über den Rücken.

Wir erreichten die Kirche in Wola, die Kirche Świętego Wojciecha (St. Adalbert). Dort hielten sie uns an und begannen, nach Männern zu suchen, doch es war niemand unter uns, der als Mann zu erkennen war, außer einem Lahmen, der kaum noch laufen konnte. Er stützte sich auf zwei Krücken, und seine Frau sowie seine Tochter mussten ihn noch führen. Da also keine Männer bei uns waren, ließen sie uns weiterziehen, vorbei an Bema, zum Westbahnhof und von dort nach Pruszków. Am 9. August kamen wir schließlich in Pruszków an. Doch auch dort war es wie ein Lotteriespiel. Denn zu Beginn, am neunten... Sollen wir weitermachen oder eine Pause machen?

Lukas Wieczorek

Eine kurze Pause.

Janina Iwańska

Weil ich vielleicht nicht mehr das Richtige sage.

Lukas Wieczorek

Genau das ist es, was uns interessiert. Eine Sache noch: Ich wollte gerne etwas mehr über Wola erfahren, wie es dort aussah, wie die Deutschen Sie dort herausgeholt haben. Aber Sie haben uns ja schon viel darüber erzählt. Falls es noch etwas gibt, das Sie ergänzen möchten...

Małgorzata Grygiel

Es gibt noch mehr zu erzählen, lass sie es doch erzählen, und von Pruszków aus kannst du... Ja, ja, das ist der Teil zum Lager.

Janina Iwańska

All diese Straßen, durch die wir geführt wurden, waren mit Leichen übersät. Ich weiß, dass später, als die Menschen zurück in die Stadt kamen, sie begannen, die Leichen zu begraben. Aber nicht auf einem Friedhof – sie gruben einfach Löcher, überall, auf den Straßen und in den Hinterhöfen. Bereits während des Aufstands stellten sie kleine Kreuze auf, oft aus zwei Stuhlbeinen oder Brettern zusammengezimmert. Wenn man wusste, wer es war, schrieb man den Namen mit einem Bleistift oder ähnlichem. Meistens aber standen nur zwei Buchstaben darauf: NN – und ein Kreuz, weil nicht bekannt war, wer hier begraben war.

Ich habe Fotos, ein Buch mit Bildern, das zeigt, wie Wola aussah, nachdem die Deutschen weg waren, mit all diesen Gräber. Was ich gesehen habe, war, dass sie bereits auf der Wolska-Seite angefangen hatten, die Leichen zu beerdigen. Man konnte schon ein wenig davon sehen.

Abgesehen davon, dass die Deutschen uns nach Pruszków brachten, weiß ich eigentlich mehr darüber, was nach dem Krieg passiert ist, am Beispiel der Erfahrung meiner Mutter. Alle Getöteten, die in der Stadt begraben wurden, wurden exhumiert. In Wola wurde Grab für Grab geöffnet. Es gibt dort zwei

Friedhöfe, einen katholischen und einen orthodoxen. Auf dem katholischen Friedhof gab es eine große leere Fläche, ich weiß nicht, ob es ein Schrebergarten war oder etwas anderes. Diese Fläche wurde in einen zivilen Friedhof umgewandelt, einen Friedhof für die Aufständischen. Alle Leichen, die in Wola ausgegraben wurden, wurden dorthin transportiert. So entstand dort ein riesiger Friedhof, auf dem Kreuze stehen, und auf vielen dieser Kreuze stehen Namen. Aber auch heute noch steht dort meistens nur NN – man weiß nicht, wer in diesem Grab liegt.

Und dieser... Das ist der Ort, an dem schließlich die Leichen der Ermordeten begraben wurden. Es ist auch der Ort, an den meine Mutter nach dem Krieg ging und nach mir suchte, also ich noch nicht zurückgekehrt war. Jedenfalls, als ich zurückkam, habe ich mir diesen Friedhof auch angesehen. Es ist ein neuer Friedhof, der speziell für die Aufständischen angelegt wurde.

Małgorzata Grygiel

Entschuldigung, was war vorher, wenn wir ein bisschen zurückgehen könnten.

Lukas Wieczorek

Könnten Sie uns etwas über den Aufstand im Warschauer Ghetto erzählen?

Janina Iwańska

Ja, das Warschauer Ghetto. Ich hatte so viel Pech, dass ich das alles erleben musste. Ich musste durch 1939, ich bin an Treblinka vorbeigefahren, ich musste durch den Aufstand 1944 und die Massaker in Wola erleben, ich war in Auschwitz und ich habe den Ghettoaufstand erlebt.

Vielleicht kann ich das später auf der Karte zeigen: Die Żytnia-Straße und die Kacza-Straße waren die letzten Straßen außerhalb des Ghettos. Hinter uns ist die Wolność Straße, die war halb im Ghetto. Nach der Żelazna-Straße, Żelazna war halb im Ghetto, dann die Straßen Leszno, Nowolipie, Nowolipki, also, der ganze nördliche Teil des Viertels, in dem ich aufgewachsen bin, war im Ghetto. Und an der Ecke Żytnia und Żelazna Straße, wie ich schon sagte, gab es, gibt es immer noch, diese von den Nonnen der Familie Mariä und der Familie der heiligen Magdalena geführte Einrichtung, ein Pflegeheim für Mädchen.

Sie betrieben eine Schule für Mädchen. Dort gab es viele Kinder, viele junge Leute. Nebenan befand sich das Kloster der Heiligen Magdalena. Dieses Kloster existiert bis heute. Heute befindet sich dort die Kirche der Barmherzigkeit, die Mahlzeiten an Arme und Obdachlose ausgibt. Früher war es ein Waisenhaus, ein Pflegeheim, aber auch eine Kindertagesstätte. Genau diese Mädchen, die dort lebten, waren später mit mir im Lager. An der Ecke der Żelazna Straße gibt es immer noch eine Kapelle des Klosters. Als die Deutschen dort das Ghetto einrichteten und die Kirche in Nowolipki geschlossen war und ich nicht mehr dorthin gehen konnte, besuchte ich diese Kapelle an der Ecke von Żelazna und Żytnia. Wenn man die Kapelle verließ, stand man direkt vor einer Mauer, und dahinter war das Tor zum Ghetto in Nowolipki. Der Aufstand begann während der Osterferien, während der Osterfeiertage im April 1943.

Wir waren in der Kirche, in der Kapelle, als die Schießerei begann. Sie brach sehr plötzlich aus, und die Deutschen fingen an, die Häuser in Brand zu setzen. Wir rannten aus der Kapelle, und gegenüber, in der Nowolipie-Straße 80, ich erinnere mich noch genau an die Adresse, stand das Haus bereits in Flammen. Weitere Häuser wurden von unten in Brand gesetzt. Leute standen auf den Balkonen und schrien, wir sollten sie retten, doch wir konnten nichts tun. Sie konnten nicht die Treppe hinunter, und sie konnten nicht herausspringen, da sie zu hoch oben waren. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie diese Häuser brannten. Die Schießereien fanden hinter der Mauer statt, wir konnten sie nicht sehen, aber wir

hörten sie – die Schreie, das Weinen der Menschen, das Knistern der brennenden Häuser und die verzweifelten Rufe nach Rettung. Das war mein erster Eindruck vom Ghettoaufstand. Danach flohen wir alle nach Hause. Wir hörten die Schießerei und die Brände nur noch aus der Ferne, denn alles geschah im Ghetto. Die Deutschen ließen nur ein paar Mauern stehen, sie brannten das Ghetto einfach nieder – ich habe später ein Foto davon gesehen, ich zeige es euch später. Sie haben es nicht nur niedergebrannt, sie haben es dem Erdboden gleichgemacht. Nur diese eine Kirche in Nowolipki blieb stehen. Ich habe das alles mit eigenen Augen gesehen, denn später gingen wir zur Mauer. Es kam vor, dass kleine Kinder, darunter jüdische Mädchen aus dem Ghetto, zu unserem Kloster flüchteten. Die Nonnen nahmen sie auf und taufte sie, und nach dem Krieg gab es viele dieser Mädchen, die den Krieg überlebten, weil sie im Kloster waren.

Das Kloster der Familie Mariä war dafür bekannt. Es kam vor, dass wir sonntags in die Kirche gingen und plötzlich ein jüdisches Kind entkam – es rannte durch das Tor oder ging hinaus. Es gab Rinnen, durch die all diese verschiedenen Abwässer flossen, und an diesen Rinnen hatten sie Löcher in die Wand eingelassen, damit das Wasser in die Kanalisation abfließen konnte. Manchmal konnte ein kleines Kind durch diese Löcher schlüpfen. Und es kam direkt zur Kapelle.

Es gab damals viele Frauen, die lange, weite Röcke trugen. Diese Frauen nahmen die Kinder sofort unter ihre Röcke, wenn sie sich in die Kirche retten konnten. Deutsche Wachen am Tor zum Ghetto suchten nach den Kindern, es gab auch jüdische und polnische Polizisten, die den Befehl hatten, nach den Kindern zu suchen. Die Wachen und Polizisten stürmten den Gottesdienst. Währenddessen sangen wir laut religiöse Lieder, um die Aufmerksamkeit abzulenken. Die Deutschen suchten, aber sie fanden die Kinder nicht, weil die Frauen sie unter ihren Röcken versteckten. Später, wenn es Mädchen waren, wurden diese Kinder von den Nonnen aufgenommen und im Kloster untergebracht. Wenn es Jungen waren, wurden sie meist irgendwo aufs Land geschickt.

Viele dieser kleinen jüdischen Kinder, die traumatisiert waren und den Krieg überlebten – sie leben vielleicht noch, da sie jünger sind als ich – wurden von den Nonnen und Mönchen gerettet. Ich selbst habe den Aufstand von außen miterlebt und nach dem Aufstand war alles zerstört. Die Deutschen haben nach dem Aufstand das ganze Ghetto alles liquidiert; es gab keinen einzigen Juden, keine einzige Jüdin mehr, sie wurden alle deportiert und ermordet. Das Ghetto war eine riesige, zerstörte Ruine, da die Deutschen alles dem Erdboden gleich gemacht haben.

Als der Warschauer Aufstand begann und die Aufständischen aus Wola in die Altstadt flohen, durchquerten sie das Ghetto, weil das Ghetto leer war. Sie flohen über die Trümmer, denn die Verbindung zwischen Wola und Czarówka, dieser Bereich von Wola, war noch einigermaßen intakt. Ich selbst habe diesen Weg ebenfalls genommen.

Małgorzata Grygiel

Sie haben erwähnt, dass Sie praktisch inmitten der jüdischen Gemeinde in Warschau aufgewachsen sind und nach dem Krieg das jüdische Leben in Warschau vermisst haben...

Janina Iwańska

Ja, ich habe diese Vielfalt in Warschau nach dem Krieg vermisst, den Einfluss des jüdischen Lebens auf Warschau: die traditionelle Kleidung, die bärtigen Männer, die jiddische und die vom Jiddischen beeinflusste polnische Sprache. Ich mochte dieses „jüdische Polnisch“ sehr, sie schienen Polnisch zu sprechen, aber mit eigenen Besonderheiten.

Ich ging immer über die Smocza-Straße zur Kirche in der Nowolipki-Straße. Smocza ist eine arme, aber wichtige Straße im jüdischen Viertel. Die Juden machten immer am Freitag Feierabend und feierten Schabbat. Samstags waren alle ihre Geschäfte geschlossen, sie durften nicht arbeiten. Ich habe manchmal eine jüdische Schule besucht und gelernt, dass sie nicht einmal ihre Regenschirme aufspannen durften, wenn es regnete, wenn sie am Schabbat zum Beten gingen. Freitags kochten sie schon vor, schoben das Essen in den Ofen, und am Samstag, für die Schabbatmahlzeiten, brauchten sie eine Karyjka, eine katholische Frau, die das Essen aus dem Ofen holte und es ihnen brachte, denn auch das durften sie am Samstag nicht machen. Der Samstag war so ein Tag.

Aber am Sonntag waren die Geschäfte geöffnet und ich ging sonntags in die Kirche. Meine Mutter gab mir immer etwa fünf Groszy für die Spende an die Kirche. Manchmal war ich ehrlich spendete das Geld, aber nicht immer. Wenn ich aus der Kirche kam, kaufte ich manchmal Matze, traditionelles ungesäuertes jüdisches Brot, oder andere jüdische Leckereien. Jetzt kaufen die Leute in den Geschäften Industrie-Matze, aber das kann man eigentlich nicht als richtige Matze bezeichnen.

Auf dem Grzybowski-Platz gab es noch einen jüdischen Laden, der Matze verkaufte. Aber es gab auch einige Matze-Läden in der Smocza-Straße. Die meisten von uns gingen dorthin, um Matze zu kaufen, und das war so ein Sonntagsvergnügen nach der Kirche. Manche Eltern, vor allem altmodische Katholiken, sagten, dass Kinder keine Matze essen sollten, weil Juden katholische Kinder fangen, um aus katholischem Blut Matze herzustellen. Manche haben diese alten antisemitischen Mythen immer noch geglaubt. Meine Eltern haben nie etwas dergleichen erzählt. Ich war immer neugierig und dachte, wenn sie aus Blut gemacht wäre, wäre die Matze nicht weiß, sondern rot. Außerdem hätte es mit nicht geschmeckt. Ich habe nicht an so etwas geglaubt. Auch andere Mädchen aus unserem Haus kauften Matze und aßen sie.

Als ich nach dem Krieg zurückkam und das „normale Leben“ in Warschau wieder begonnen hatte, vermisste ich das jüdische Leben aus der Vorkriegszeit. Viele sagten, dass es keine Juden mehr gäbe, dass sie „verschwunden“ seien. Es stimmte zwar, dass es nur noch wenige gab, aber einige von ihnen gaben nicht zu, dass sie Juden waren, genauso wie zuvor. Viele änderten ihre Namen. Aber ich persönlich vermisste sie. Ich mochte das jüdische Leben, ich begegnete unseren jüdischen Nachbar:innen sehr gerne und ging gerne in die jüdischen Viertel, weil es dort immer etwas anders war. Es war nicht wie heute, wo man in einen Laden geht und in Stille einkauft. In den jüdischen Läden stand immer eine Person, die rief, was sie anbot, und die Leute in den Laden einlud. Der Ladenbesitzer nahm einen manchmal an die Hand und führte einen in den Laden. Es war damals eine ganz andere Atmosphäre in der Stadt, es war ein schönes Leben.

Ich glaube, die Menschen, die damals lebten, waren weniger von rassistischen Vorurteilen geprägt. Natürlich gab es auch vor dem Krieg schon Zeiten, in denen jüdische Geschäfte angegriffen wurden, Juden beschimpft wurden und es solche anti-jüdischen Aufkleber und Plakate gab, die besagten: „Kaufe nicht bei einem Juden, kaufe bei deinem eigenen Volk“. Es gab auch Karikaturen, in denen ein Jude Teig knetete und sein Schnodder aus der Nase in den Teig tropfte. Diese Propaganda verbreitete sich, und es hieß, man solle kein Brot von Juden kaufen. Leider gab es auch damals so eine rassistische und antisemitische Hetze.

Aber wir kannten viele jüdische Menschen, wir gingen zusammen zur Schule, weil sie direkt neben dem jüdischen Viertel lag. Ich hatte eine Freundin, Anna, ich mochte sie sehr. Sie war ein großartiges, ein sehr nettes Mädchen. Sie war Jüdin. Wir hatten viele jüdische Nachbar:innen und hatten zu vielen guten und freundschaftlichen Kontakt. Es gab viele jüdische Geschäfte und Werkstätten in der Nachbarschaft, kleinen Lebensmittelgeschäfte und Drogerien, eine Schreinerei, eine Schuhmacherwerkstatt. Wenn der Absatz an deinem Schuh abbrach oder die Schuhsohle sich löste oder so, gingst du zum jüdischen Schuhmacher. Er hat es sofort repariert und war sehr höflich, selbst wenn man kein Geld dabei hatte. Er

hat nie nachgefragt und du konntest auch später bezahlen. Viele Jüdinnen und Juden in unserer Nachbarschaft waren arm. Die reichen Juden kannten wir nicht, weil sie im Stadtzentrum wohnten und wir keinen Kontakt zu ihnen hatten. Aber wir hatten ständigen Kontakt mit den armen Juden, die in Wola Handel trieben, die umherzogen und Eis oder Obst verkauften. Sie fuhren auf ihren Karren die Straße entlang und riefen: Orangen, Mandarinen, Orangen, Mandarinen. Wer eine oder zwei kaufen wollte, ging hinunter. Und sie handelten mit allen möglichen Waren. Für mich bedeutete das jüdische Leben in Warschau eine Art von kultureller Vielfalt, die heute leider fehlt.

Małgorzata Grygiel

Ich möchte noch eine Frage stellen, da Sie uns gerade vom Ghettoaufstand erzählt haben und davon, wie das Ghetto bereits existierte und es manchmal kleinen Kindern gelang, zu entkommen. Wie habt ihr eigentlich auf die Errichtung des Ghettos reagiert? Wurde darüber gesprochen? Und ich würde auch gerne wissen: Habt ihr die Entwicklungen rund um das Ghetto schrittweise mitbekommen?

Janina Iwańska

Die Errichtung des Ghettos wurde auf Befehl der deutschen Besatzer durchgeführt. Die Deutschen waren leider sehr gut organisiert. Sie erteilten den Befehl, dass Jüdinnen und Juden von den anderen getrennt werden und sich in der Zielona-Straße versammeln sollten. Sie mussten sich alle zunächst in diese Straße quetschen. Diejenigen, die auf der sogenannten „arischen“ Seite wohnten, tauschten einfach die Wohnung, wenn sie jemanden kannten. Denn es gab auch Nicht-Juden, die in den jüdischen Vierteln lebten, in der Nowolipki-, Dzielna- oder Długa-Straße – die Długa-Straße wurde später ebenfalls Teil des Ghettos, sie war in einem Teil der Altstadt. Auch der Krasieński-Platz befand sich im Ghetto. Die Menschen mussten ihre Wohnungen tauschen, und wer keinen Tauschpartner fand, musste versuchen, im Ghetto für sich ein Dach über dem Kopf zu finden. Die Deutschen befahlen, dass bestimmte Straßen von Juden „geräumt“ werden mussten. Und während die Jüdinnen und Juden nach Unterkünften suchten, errichteten die Deutschen Mauern um das Ghetto. Wir konnten keinen Einfluss darauf nehmen.

Wir waren froh, wenn wir uns in den eigenen vier Wänden oder in den Hinterhöfen verstecken konnten. Es war nicht so, dass irgendetwas uns nach unserer Meinung gefragt hätte. Die Deutschen errichteten eine Mauer und bauten Tore. Sie setzten polnische Polizisten ein und stellten zusätzlich eine jüdische Polizeitruppe auf, die sie unterstützte. Die besseren Gebäude im Ghetto, wie das Krankenhaus, in dem ich geboren wurde, und meine Schule, wurden von den Deutschen besetzt. Das Pawiak-Gefängnis, das bereits vor dem Krieg ein Gefängnis war, übernahmen sie ebenfalls und nutzten es weiterhin als solches. Es lag auf dem Gebiet des Ghettos, sodass eine Flucht fast unmöglich war – selbst wenn jemand aus dem Gefängnis entkommen wäre, befand er sich immer noch innerhalb der Ghettomauern.

Małgorzata Grygiel

Sie haben über Ihre Klassenkameradin gesprochen haben. Über diese Anna, die Jüdin war. Sie zwei waren befreundet und Sie haben erwähnt, dass Sie irgendwie auch für sie da waren. Können Sie uns mehr darüber erzählen?

Janina Iwańska

Sie wohnte in der Nowolipie-Straße, und solange wir zur Schule gingen – damals, 1939, gab es noch kein Ghetto – kamen wir beide nach den Ferien zur Schule zurück. Ich war inzwischen in der dritten Klasse, nach meiner Erstkommunion. Anna war noch da, und wir besuchten gemeinsam die Schule. Doch zu dieser Zeit begann sich die Stimmung bereits zu verändern. In der Garderobe wurde sie geschubst, und

ein Junge bespuckte sie. Eine zunehmend aggressive, feindselige Atmosphäre machte sich breit, die man als antisemitisch beschreiben könnte. Die Deutschen diskriminierten die jüdischen Menschen und behandelten sie schlecht. Das übertrug sich auch auf einige Polen.

Einige Polen versuchten, den Deutschen zu gefallen, oder verhielten sich einfach so, wie es ihrer Einstellung entsprach. Anna kam damals noch zur Schule, und hin und wieder begleitete ich sie zur Nowolipie-Straße nach Hause. Ich war immer recht engagiert und versuchte zu helfen, wenn jemand ungerecht behandelt wurde. Deshalb unterstützte ich sie, damit sie sicher nach Hause gelangen konnte. Doch eines Tages kam sie nicht mehr, sie erschien nicht mehr in der Schule.

Dann, als die Deutschen die Mauer errichteten, fuhr eine Straßenbahn durch das Ghetto. Einige Straßenbahnlinien durchquerten das Gebiet. Während dieser Zeit gingen Anna und ich noch zur Schule, aber unsere Schule lag bald im Ghetto. Man versetzte uns immer wieder in eine andere Schule, in eine neue Klasse. Unter anderem besuchte ich schließlich die Schule der Straßenbahner an der Młynarska-Straße, wo sich das Straßenbahndepot befand. Dort gab es eine Grundschule, eine Gesamtschule und ein Gymnasium, die für die Kinder der Straßenbahner eingerichtet worden waren.

Das Gymnasium hieß wohl Sowiński, und es existiert wahrscheinlich noch immer dort in Wola. Die Straßenbahngestellten haben uns ihre Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt, und ich ging dort für ein Jahr zur Schule. Wenn wir nach dem Unterricht nach Hause gingen, erlaubten uns die Straßenbahnfahrer manchmal, ein Stück kostenlos mitzufahren, denn der Weg von der Żytnia-Straße zur Młynarska-Straße war ziemlich weit.

Damals war es so, dass die Einnahmen aus den Straßenbahnfahrten vollständig an die städtische Verwaltung gingen, die unter deutscher Kontrolle stand. Auch wir Kinder wussten, dass das Geld aus den Straßenbahnfahrkarten direkt den Deutschen zugutekam. Es gab damals Schaffner, die die Fahrkarten verkauften – nicht wie heute, wo man sich die Tickets selbst zieht. Aus diesem Grund versuchten die Menschen, so wenig wie möglich zu zahlen oder Schlupflöcher zu finden, um die Deutschen nicht noch weiter zu unterstützen. Die Fahrgäste, die zum Beispiel nur drei Haltestellen fuhren, gaben ihr Ticket oft beim Aussteigen dem Schaffner zurück. Dieser wiederum reichte das Ticket an den nächsten Fahrgast weiter – entweder kostenlos oder gegen eine kleine Zahlung, je nachdem, ob der Schaffner meinte, die Person könne sich das leisten. Oft bekamen wir Schüler:innen nach dem Unterricht solche Tickets, damit wir keine Probleme mit Kontrolleuren bekamen und den Weg nach Hause fahren konnten.

Ich erinnere mich, dass ich oft in eine Straßenbahn einstieg, ich glaube, es war die Linie 14, die über den Krasiński Platz, also durch das Ghetto fuhr. Ich war immer neugierig und wollte wissen, was dort geschah. Während der Fahrt schaute ich stets aufmerksam aus dem Fenster, in der Hoffnung, vielleicht Anna irgendwo auf der Straße zu sehen. Vielleicht würde ich sie erblicken, denn ins Ghetto zu gehen, um sie zu besuchen, war längst unmöglich. Doch ich habe sie nie wiedergesehen. Ich habe sie nie wieder getroffen.

Małgorzata Grygiel

Und als Sie durchfuhren, was haben Sie gesehen?

Janina Iwańska

Wenn man durch das Ghetto fuhr, passierte man ein Tor, das die sogenannte „arische“ Seite vom Ghetto trennte. Dort hielt die Straßenbahn an. Die Straßenbahnen waren damals offen gestaltet, anders als heute. Sie hatten Plattformen, über die man in den Wagen gelangte. Es gab keine Türen, die die

Plattformen verschlossen. An diesen Haltepunkten stieg entweder ein jüdischer Polizist, ein polnischer Polizist oder ein deutscher Gendarm auf die Plattform. So durchquerte man das Ghetto, während diese Aufsichtspersonen den Transit überwachten. Sobald die Straßenbahn das Ghetto wieder verließ, stiegen sie aus.

Ich bin oft, wenn ich etwas Zeit hatte und es nicht eilig hatte, nach Hause zu kommen, in eine solche Straßenbahn gestiegen. Ich hatte ein Ticket und fuhr durch das Ghetto. Der Anblick war schrecklich: Kinder ... Im Ghetto herrschte ein schrecklicher Hunger, eine furchtbare Not. Da lagen einfach tote Menschen auf der Straße, die vor Hunger gestorben waren. Wenn die Straßenbahn von der sogenannten „arischen“ Seite ins Ghetto fuhr, konnten die Kinder beobachten, wie einige Menschen Essen aus den Fenstern oder von den Plattformen warfen. Die Kinder rannten hinter der Straßenbahn her, ihre Blicke voller Hoffnung. Manchmal warfen Passagiere ihnen Essen zu, ein Brötchen, ein Stück Brot, ein paar Kartoffeln – was auch immer sie entbehren konnten. Doch es kam vor, dass ein Kind, das gerade eine kleine Tüte mit Essen aufgehoben hatte, von einem Deutschen erschossen wurde, der auf der Plattform der Straßenbahn stand. Dieser schreckliche Anblick hinterließ tiefe Spuren. Dennoch wollte ich es sehen und verstehen, wie das Leben dort war. Es war ein grausam und erschütternd.

Später, während des Warschauer Aufstands, lagen die Toten genauso auf den Straßen, wie sie auf den Straßen des Ghettos lagen. Es gab spezielle Dienste mit kleinen Wagen, die von Menschen gezogen wurden, keine Pferdefuhrwerke, sondern zweirädrige Karren. Ich weiß nicht mehr genau, wie sie hießen. Sie zogen diese Wagen und sammelten die Leichen ein. Sie fuhren die Gęsia-Straße entlang, die an der Okopowa-Straße endet. Auf der anderen Seite der Okopowa-Straße, auf der sogenannten „arischen“ Seite, ist der Kierkut, der jüdische Friedhof.

Sie fuhren die Gęsia-Straße entlang. Manchmal gingen wir Kinder neugierig zur Okopowa-Straße, um zu sehen, was geschah. Das Tor an der Gęsia-Straße öffnete sich, sie überquerten die Okopowa-Straße und fuhren durch das Tor des Kierkuts. Dort wurden die Toten begraben. Später gab es keinen Platz mehr, nicht in den Gräbern, denn die Gräber waren voll. Sie machten Gruben an der Mauer, um die Leichen zu begraben.

Als auch dort kein Platz mehr war, nahmen sie die Kleingärten in der Nähe, an der Gibalskiego-Straße und Okopowa-Straße. Diese Gärten wurden aufgelöst und als Massengräber genutzt. Die Totengräber kippten die Leichen aus den Wagen in die Gruben, brachten die nächsten und begruben sie dort. Nach dem Krieg gab es dort Exhumierungen. Heute steht, glaube ich, ein Haus an dieser Stelle.

Das war ein Vorgeschmack auf den Aufstand, denn das war noch vor dem Aufstand. Wir waren ja noch am Leben und es schien unsere neue Normalität zu sein. Für uns war das Beobachten, wie die Leichen transportiert wurden, und das Durchfahren des Ghettos eine furchtbare Erfahrung. Heute würde man es Trauma nennen. Es war ein schreckliches Erlebnis für jeden. Und später, während unseres Warschauer Aufstands, haben wir Ähnliches durchgemacht.

Małgorzata Grygiel

Sie beendeten Ihre vorherige Erzählung mit den Augusttagen 1944, damit, dass Sie am 9. August in Pruszków ankamen.

Janina Iwańska

Ja.

Małgorzata Grygiel

Ich wollte fragen, da Sie dort allein waren – das heißt, es war niemand aus Ihrer Familie in Ihrer Nähe.

Janina Iwańska

Ja, genau.

Małgorzata Grygiel

Was fühlt ein 14-jähriges Mädchen, das verschleppt wird, niemanden Vertrauten um sich hat und all das sieht?

Janina Iwańska

Einfach nur Angst und Schrecken. Als 14-jähriges Kind war ich allerdings nicht mehr wirklich ein Kind, denn wie ich schon erwähnt habe, habe ich mich um meinen Bruder gekümmert. Wir waren auch nachts oft allein. Ich musste eine Art Widerstandskraft in mir entwickeln und schon früh Verantwortung übernehmen.

Bis nach Pruszków war ich jedoch nicht ganz allein, denn ich war mit Nachbar:innen aus unserem Haus zusammen. Vor dem Krieg war es nicht so wie heute. Ich wohne seit 60 Jahren hier und einige meiner Nachbar:innen kenne ich nicht einmal, sie haben mir nie „Guten Tag“ gesagt. Damals war es so, dass die Bewohner:innen eines Hauses, ja sogar dreier benachbarter Häuser, wie eine Familie waren. Alle wussten alles voneinander und halfen sich gegenseitig. Es war ganz selbstverständlich, dass jemand um Salz oder eine Tasse Zucker bat, wenn ihm etwas fehlte.

Als ich mein Haus verließ, war ich also unter „meinen Leuten“. Während der ersten acht oder neun Tage, bevor wir gezwungen wurden zu gehen, verbrachten wir die Zeit gemeinsam: Die Bewohner:innen der oberen Etagen schliefen oft bei mir, da ich im Erdgeschoss wohnte und Platz hatte. Sie schliefen auf meinen Betten, auf meinem Boden, kochten in meiner Küche. Die anderen waren im Keller untergebracht.

Als wir schließlich gehen mussten, zogen wir als eine große Gruppe los, wie eine Familie. Unter uns war ein Nachbar, ein Mann mit Gehbehinderung, der zwei Krücken benutzte. Er war mit seiner Frau und seiner Tochter Wiesława unterwegs, die in meinem Alter war. Dieser Mann sagte, als wir in Pruszków ankamen: „Bleib bei uns, denn uns wird man bestimmt freilassen, und du kannst mit uns gehen.“ Ich hielt mich an sie, und als die Nonnen und Krankenschwestern kamen, um Mütter mit kleinen Kindern, alte Menschen und Kranke aus dem Lager zu holen, dachten sie auch daran, ihn, seine Frau und seine Tochter mitzunehmen – und mich.

Doch als wir zum Tor kamen, ließen die Deutschen sie passieren, aber mich wiesen sie zurück. Kurz darauf kam die Mutter einer anderen Freundin von mir auf mich zu und fragte, ob ich etwas Wertvolles hätte, womit man die Deutschen bestechen könnte. Es stellte sich heraus, dass man sich durch Bestechung freikaufen konnte. Ich hatte einen Beutel mit silbernen Zwei- und Fünf-Złoty-Münzen, die meine Eltern seit meiner Geburt für meine Ausbildung gespart hatten.

Meine Mutter hatte vor dem Krieg als Apothekergehilfin gearbeitet und war der Meinung, dass der Beruf in der Apotheke der beste sei: sauber, ruhig und kultiviert. Sie hatte sich geschworen, dass ihre Tochter diesen Beruf ergreifen sollte. Da die Studiengebühren vor dem Krieg sehr hoch waren – sowohl an Universitäten als auch am Lyzeum (gymnasiale Oberstufe in Polen) – gab es von meiner Geburt an eine Schublade im Schrank. Mein Vater, ein Taxifahrer, legte dort Geld hinein, wenn er ein Trinkgeld

bekam, vor allem silberne Zwei- und Fünf-Złoty-Münzen, die es damals gab. Sobald er eine solche Münze hatte, warf er sie in die Schublade, um für die Gebühren für mein Studium zu sparen.

Später, als mein Bruder geboren wurde, wurde auch für ihn gespart, da er Ingenieur werden sollte. So sammelte sich mit der Zeit ein ziemlich großer Beutel an Zwei- und Fünf-Złoty-Münzen an. Ich nahm den gesamten Beutel mit, als wir gezwungen wurden, unser Haus zu verlassen.

Als mich dann die Mutter meiner Freundin fragte, ob ich etwas Wertvolles hätte, antwortete ich: „Ja, ich habe Geld.“ – „Gut“, sagte sie, „dann können wir uns vielleicht freikaufen.“ Sie nahm den Beutel, ging irgendwohin, um etwas zu auszuhandeln, und kam kurze Zeit später zurück. „Komm, wir gehen“, sagte sie. Und so machten wir uns auf den Weg nach draußen. Sie nahm ihre Tochter unter einen Arm, mich unter den anderen. Wir gingen gemeinsam Richtung Ausgang. Als wir das Tor erreichten, ließen die Deutschen sie passieren, aber mich wiesen sie zurück.

In der Zwischenzeit fuhren immer mehr Züge ab, und die anderen Bewohner:innen unseres Hauses, die Erwachsenen und Gesunden, waren längst fortgebracht worden. Ich hatte immer noch die Hoffnung, dass ich herauskommen würde.

Als schließlich niemand mehr da war, der sich um mich kümmern konnte, brachten die Deutschen mich zum nächsten Transport. Sie führten mich hinaus und verfrachteten mich in einen Waggon. Die vorherigen Züge waren ins Frauen-KZ Ravensbrück oder in andere Lager gefahren, doch meiner fuhr nach Auschwitz.

Als ich in Auschwitz ankam, war ich völlig allein – ohne Nachbar:innenn, ohne Bekannte, ohne Freund:innen. Erst ganz am Ende, im letzten Abschnitt im KZ-Außenlager Neustadt-Glewe, traf ich eine Freundin und ihre Mutter wieder. Sie waren mit dem ersten Transport nach Ravensbrück gekommen und später von dort nach Neustadt-Glewe überstellt worden.

Małgorzata Grygiel

Wie sah Ihre Ankunft in Auschwitz aus? Was geschah dort?

Janina Iwańska

Es begann bereits im Durchgangslager Pruszków, bevor ich nach Auschwitz kam, als man mich in einen Waggon verlud. Diese Waggons sahen genauso aus wie die Waggons, die ich zuvor in Treblinka gesehen hatte. Es handelte sich um geschlossene Güterwaggons. In Treblinka hatte ich solche Waggons gesehen, in denen Leichen lagen. Als die Deutschen und in die Waggon luden und die Türen hinter uns zuschlugen, dachte ich sofort: Entweder bringen sie uns zu einem Krematorium, oder sie lassen uns einfach irgendwo auf einem Abstellgleis stehen, bis wir sterben.

Wir fuhren los, am Nachmittag verließen wir Pruszków, und in der Nacht kamen wir im KZ Auschwitz an. Als die SS-Männer die Türen des Waggons öffneten und uns hinausführten, war mir klar, dass ich zumindest nicht im Waggon sterben würde – aber ich dachte trotzdem, dass das Ende naht. Beim Aussteigen nahm ich sofort denselben Geruch wahr, den ich in Treblinka gerochen hatte: den Geruch von verbrannten Körpern aus den Krematorien. Ich dachte, der Waggon hat mich verschont, aber hier wird es wohl enden.

Die Deutschen stellten uns in Fünferreihen auf und führten uns in Richtung der Baracken. Der Weg führte durch einen kleinen Wald, in dem so etwas wie Lagerfeuer brannten. Auch dort roch ich diesen Geruch von verbrannten Körpern. Ich fragte eine der Frauen, die uns Gefangene führten, was das für

Feuer seien. Sie antwortete: 'Das wirst du noch erfahren, Kind, wenn länger du hier bleibst.' Später erfuhr ich, dass diese Feuer aus Gruben stammten, in denen die Körper der Ermordeten draußen im Wald verbrannt wurden, weil die Krematorien nicht mehr ausreichten.

Man brachte uns in eine Baracke, in der die SS-Wachen uns zunächst eine Weile festhielten, bevor sie uns nach und nach in die sogenannte Sauna führten. Dort nahmen sie uns alles ab, was wir bei uns hatten, selbst wenn es nur ein paar persönliche Gegenstände von zu Hause waren. Sie rasierten uns komplett kahl, nahmen unsere Namen auf, gaben uns eine Nummer und schickten uns dann zum Waschen. Nach dem Waschen bekam jeder die gestreifte Lageruniform.

Von diesem Moment an hatte unser Name keinerlei Bedeutung mehr – nur die Nummer zählte. Meine Nummer war 85 595. Nachdem die Deutschen uns unsere Uniform gaben und die gesamte Gruppe fertig und angezogen war, stellten sie uns im Kreis auf einem großen Platz vor der Sauna auf. Dieser Platz existiert dort noch immer. Die Deutschen standen in der Mitte des Kreises und machten Fotos von uns. Sie lachten dabei schrecklich.

Als sie uns die Uniformen zuteilten, machten sie sich über uns lustig. Älteren Frauen gaben sie kurze Kleider, jungen Mädchen dagegen lange. Den älteren Frauen gaben sie zudem lange Unterhosen, die bis zu den Knien reichten. Die Frauen schämten sich sehr, wenn sie sie tragen mussten. Heute mag sich niemand daran stören, wenn einer älteren Frau die Unterwäsche unter einem kurzen Rock hervorblickt. Aber damals war es völlig unvorstellbar, dass eine verheiratete Frau oder eine Frau über 40 die Knie unbedeckt ließ, geschweige denn, dass ihre Unterwäsche sichtbar war. Die Frauen versuchten verzweifelt, die Kleider nach unten zu ziehen oder die Unterhosen zu verstecken.

Ja, solche Zeiten waren das damals, dass sich die Menschen einfach für so etwas schämten. Und die Deutschen gingen ständig im Kreis, machten Fotos und lachten dabei. In diesem Moment verlor ich jeglichen Respekt vor ihnen. Bis dahin hatte man doch ein gewisses Bild von ihnen – man las, man lernte, dass die Deutschen irgendwie kultiviert seien und Großes für die Kultur hervorgebracht hätten. Aber nach diesen Fotografien und dem Gelächter über die älteren Frauen – von denen ich damals dachte, dass sie schon alt seien, weil sie etwa 40 Jahre alt waren, während ich 14 war, also für mich alte Frauen – und sie lachten über diese 'alten Damen'. In diesem Moment verlor ich jegliche Achtung vor ihnen. Und das, was sie später auch mit uns machten, bestätigte nur dieses Bild. Es konnte nicht noch schlimmer werden, denn ich hatte jeglichen Respekt vor ihnen verloren.

Małgorzata Grygiel

Und ich wollte Sie noch etwas fragen: War der Moment, als Sie in die Sauna gebracht wurden und sich ausziehen mussten, auch ein besonders stressiger Moment?

Janina Iwańska

Sehr, sehr stressig. Heute ist es schwer vorstellbar, dass Frauen sich nicht einmal ihren eigenen Kindern nackt zeigten. Mädchen, die bereits 12 Jahre alt waren, zeigten sich ebenfalls niemandem nackt. Sie waren immer angezogen, trugen Kleider oder Röcke, die mindestens bis zum Knie reichten. Ich selbst hatte zur ersten Kommunion ein knielanges Kleid, und danach trug ich nur solche Kleidung.

Und so war es. Die Frauen, es war Krieg, waren abgemagert und erschöpft. Junge Mädchen waren zwar dünn, aber ihre Haut blieb irgendwie an ihrem Platz. Bei älteren Frauen – erwachsenen Frauen, die ausgehungert waren, Geburten hinter sich hatten – war das anders. Ihre Bäuche hingen, die Haut war schlaff. Sie schämten sich unglaublich.

Für uns junge Leute war dieser Anblick ein Schock. Ich stellte mir vor, dass meine Mutter vielleicht auch so aussehen könnte, obwohl ich sie nie in meinem Leben nackt gesehen hatte. Ich dachte: *Mein Gott, wie kann man nur so aussehen?* Bäuche, die bis auf die Oberschenkel hingen. Für die Frauen war das eine traumatische Erfahrung, sie versuchten, sich zu bedecken. Und für uns war es der erste derart erschütternde Anblick, ein sehr, sehr schmerzhafter.

Wir hatten zu diesem Zeitpunkt noch Haare – ich trug Zöpfe – und das half ein wenig. Aber dann wurden wir zum Rasieren geführt, und alle Frauen wurden bis auf die Kopfhaut kahlgeschoren. Danach waren nicht nur die Bäuche erschütternd, sondern auch die Köpfe. Bevor wir zur Waschanlage kamen, konnten wir uns gegenseitig nicht ansehen, ohne die Augen zu senken, weil der Anblick so schwer zu ertragen war.

Nachdem wir Kleidung erhielten, war es ein wenig besser – wir konnten uns bedecken. Doch die Mütter erkannten ihre eigenen Kinder nicht wieder. Wir standen draußen vor der Sauna, und die Kinder suchten nach ihren Müttern, während die Mütter nach ihren Kindern suchten. Niemand sah mehr so aus wie zuvor – alle waren kahlgeschoren.

Ich selbst erkannte mich nicht wieder. Als wir uns auf den Weg zum Block machten, sah ich mein Spiegelbild in einer Fensterscheibe. Ich dachte: *Oh, da ist ein hübscher Junge, der sieht mir ähnlich.* Ich war überzeugt, dass er im Block war und nur aus dem Fenster schaute. Aber dann begann ich, meinen Kopf zu bewegen, und er tat es ebenfalls. Erst da begriff ich: *Das ist kein Junge – das bin ich selbst!* Ich war kahlgeschoren und erkannte mich nicht mehr.

Erst später, als wir unsere Plätze auf den Pritschen bekamen und miteinander sprechen konnten, fragten wir uns nach unseren Namen. So erkannten wir uns langsam wieder. Aber zuvor war es fast unmöglich, sich gegenseitig zu identifizieren.

Małgorzata Grygiel

Ich wollte noch fragen, wie in dem Transport, mit dem Sie ankamen, der Moment der Trennung der Mütter von ihren Kindern ablief.

Janina Iwańska

Das geschah auf dem Platz. Dort trennten die Deutschen die Kinder und die Mütter voneinander. Sie stellten die Kinder in Fünfergruppen auf, getrennt von den Müttern. Es war ein furchtbarer Moment – die Kinder weinten herzerreißend und klammerten sich an ihre Mütter, sie wollten sie nicht loslassen. Aber die Deutschen haben sie getrennt. Es ist schwer, sich das vorzustellen, aber niemand konnte das verhindern.

Sie stellten uns in Fünferreihen auf und zählten alle Kinder durch. Wir hatten bereits unsere roten Dreiecke, die zeigten, dass wir politische Häftlinge waren. Unsere Nummern waren aufgenäht, jede hatte ihre eigene Nummer. Unsere Köpfe waren kahlgeschoren, und wir trugen die gestreiften Lageruniformen. So brachten die Deutschen uns in den Kinderblock, in Block 16. Das war der Kinderblock.

Die Mütter führten sie hingegen in eine andere Richtung. Nach dem Appell durften sie ihre Kinder manchmal besuchen. Manche Kinder hatten ihre Mütter in der Nähe, andere – wie ich oder die Mädchen aus dem Heim – waren allein. Unser ganzer Raum bestand aus Mädchen im Alter von 12 bis 15 Jahren, die ebenfalls ohne ihre Mütter dort waren.

Es gab viele Mädchen, die 13 oder 14 Jahre alt waren, deren Mütter woanders waren. Die kleineren Kinder, bis zu sieben oder acht Jahren, wurden in zwei anderen Räumen untergebracht. Sie hatten meistens noch ihre Mütter, die sie manchmal besuchen konnten.

Małgorzata Grygiel

Ich möchte Sie zu zwei Dingen befragen. Erstens: Wie sah ein typischer Tag im Lager für Sie aus? Zweitens: Wie war es mit den jüngeren Kindern? Haben Sie versucht, ihnen auf irgendeine Weise zu helfen?

Janina Iwańska

Die erste Sache, als wir in den Block kamen und aufgestellt wurden, betraf die beiden vorderen „Stuben“ in diesem gemauerten Block. Der Block war so gebaut, dass man zunächst in eine Art Vorraum trat, von dem aus vier „Stuben“ abgingen, die wie Korridore wirkten. Die beiden vorderen Stuben lagen direkt hinter der Eingangstür und waren für kleine Kinder vorgesehen, während die beiden hinteren Stuben für ältere Kinder über zehn Jahren waren.

Als wir ankamen, stellte uns die Blockälteste in der Mitte des Raums auf und erklärte, wer in welche Stube gehen würde. Sie bat uns, ältere Mädchen, uns um die jüngeren Kinder zu kümmern. Sie fragte, ob sich jemand freiwillig melden würde, um bei der Betreuung der kleinen Kinder zu helfen. Ich meldete mich als Erste, zusammen mit einer anderen Freundin, Wanda Sfat. Sie war aus dem Heim und auch allein im Lager. Wir beide übernahmen die Aufgabe, uns um die jüngeren Kinder zu kümmern.

Die Blockälteste erklärte uns, dass in den Stuben der jungen Kinder Nachttöpfe stehen würden, da die Kinder nachts oft zur Toilette müssten. Unsere Aufgabe war es, diese Töpfe morgens vor dem Appell auszuleeren, zu reinigen und zu schrubben, damit sie sauber zurückgebracht wurden. Obwohl es eine anstrengende Arbeit war, standen wir früh auf, bevor alle anderen wach waren, und erledigten diese Aufgabe.

Weil wir uns freiwillig gemeldet hatten, wurden wir auch belohnt. Um die Mittagszeit bekamen die jüngeren Kinder unter zehn Jahren eine warme „Milchsuppe“. Wir durften diese aus der Küche holen und bekamen als Dank selbst eine Portion davon.

Den Rest des Tages verbrachten wir damit, uns um die Kinder zu kümmern. Am Anfang weinten viele von ihnen oft, aber mit der Zeit lernten sie, dass Weinen nichts an ihrer Situation änderte. Wir versuchten, sie zu beschäftigen – erzählten Geschichten, spielten Spiele oder beschäftigten sie draußen vor dem Block. Es war wichtig, sie abzulenken und zu versuchen, ein bisschen Normalität in den Tag zu bringen.

Dann bekamen wir Mittagessen. Wir mussten aufpassen, dass es einigermaßen anständig war, dass die Kartoffeln, die wir bekamen, keine Würmer hatten. Das Mittagessen brachten uns andere Häftlinge, wir mussten es nicht selbst tragen. Der Häftling erhielt dann zur Belohnung eine zusätzliche Kartoffel und trug die Kessel danach zurück.

Das Abendessen bestand aus Brot, Margarine und Kaffee – was wir allerdings bereits am Morgen bekamen. Nach dem Appell gab es zum Frühstück 100 Gramm Brot, ein kleines Stück Margarine, vielleicht 2 Gramm oder so – etwa so groß wie ein heutiges kleines Butterstückchen im Hotel – und eine Tasse schwarzen „Kaffee“, der aus gerösteten Rüben hergestellt war. Dieses Essen musste für den ganzen Tag reichen. Wir mussten uns das Brot gut einteilen, damit wir vor dem Schlafengehen noch etwas hatte. Denn es hieß, wer vor dem Schlafen nichts esse, hätte düstere Träume.

So verlief der Tag. Am Nachmittag, wenn wir alles erledigt hatten, setzten wir älteren Mädchen uns oft zusammen und erzählten uns Geschichten. Die Mädchen aus dem Waisenhaus berichteten über das Leben dort, und ich war neugierig, wie es in einem Heim zuging. Ich erzählte ihnen im Gegenzug, wie mein Leben bisher verlaufen war. So freundeten wir uns an.

Wir schiefen zu mehreren auf einer Pritsche und arrangierten uns so, dass wir alle auf einer Seite lagen, damit es funktionierte. Die gemauerten Blöcke waren vollkommen unbeheizt, und der Winter 1944/1945 war besonders hart, mit Temperaturen von minus 20 bis 25 Grad.

Am 17. Januar 1945, bei der Evakuierung von Auschwitz, zwangen die Deutschen uns, in diesem eisigen Winter 60 km weit von Auschwitz nach Wodzisław Śląski zu marschieren. Auf dem Weg sahen wir überall Leichen von Menschen, die einfach erfroren waren. Viele fielen auf der Straße und starben, während wir weitergingen. Nach dem Marsch sammelten die Dorfbewohner:innen die Leichen ein und begruben sie auf den Friedhöfen ihrer Dörfer. Diese Massengräber tragen oft die Aufschrift: „Opfer des Todesmarsches von Auschwitz, Januar 1945“.

Später, als ich in Jastrzębie-Zdrój in einem Sanatorium war, bin ich absichtlich diese Strecke abgelaufen. Ich fuhr mit dem Bus in eine Richtung und ging zu Fuß zurück, besuchte Wodzisław und die Dörfer entlang des Weges. Auf jedem Friedhof fand ich Massengräber mit der Inschrift, wie viele Menschen dort begraben worden waren. Diese Orte sind ein stilles Zeugnis der Grausamkeiten des Todesmarsches.

Małgorzata Grygiel

Über diesen Todesmarsch werden wir später noch sprechen. Ich wollte aber nochmal spezifischer nach den Appellen fragen.

Janina Iwańska

Appelle gab es von Beginn an – im August, September, Oktober. Es gehörte zum Alltag: ein Appell am Morgen und ein weiterer am Abend. Wir mussten in Fünfer-Reihen stehen, bis alle Häftlinge im Lager gezählt waren. Erst wenn die Zahlen stimmten, erlaubten die SS-Wachen uns, in die Blöcke zurückzukehren.

Doch manchmal fehlte jemand, oder die Zählung ergab Unstimmigkeiten. In solchen Fällen zwangen die Deutschen uns, endlos stehen zu bleiben – eine Qual, die anfangs noch erträglich war, solange es warm war. Später, als die eisige Kälte einzog, änderte sich das. Morgens zählten sie uns wie gewohnt schnell durch, aber die abendlichen Appelle konnten sich quälend in die Länge ziehen. Besonders wenn Häftlinge fehlten – sei es, weil sie geflohen waren oder von der Arbeit außerhalb des Lagers verspätet zurückkehrten. In solchen Momenten zogen sich die Appelle in die Länge und wir mussten in der bitteren Kälte ausharren.

Wenn der Frost besonders stark war, durften wir manchmal in unsere Blöcke zurückkehren. Dort saßen wir auf unseren Pritschen, die Beine nach außen gestreckt, damit die Aufseherin, die für das Zählen verantwortlich war, uns an unseren Füßen zählen konnte. Hin und wieder gestatteten sie uns, bei der Zählung nicht nach draußen gehen zu müssen.

Małgorzata Grygiel

Sind sie jemals auffällig geworden, gegenüber einer SS-Aufseherin oder einem Kapo?

Janina Iwańska

Meinen Sie, ob ich bestraft wurde? Nein, das nicht. Ich dachte immer, ich tue einfach das, was zu tun war. Von Anfang an hatte ich eine Aufgabe im Lager. Ich hatte meine Arbeit und erledigte, was notwendig war. Abgesehen davon versuchte ich, möglichst unsichtbar zu bleiben – so, dass ich niemanden verärgerte... Außer einmal, da hat mich eine SS-Aufseherin ins Gesicht geschlagen, während des Todesmarsches.

Wir liefen in unseren Fünfer-Gruppen und hielten uns an den Händen, damit niemand verlorenging. Doch wir verloren trotzdem welche. Sie konnten nicht mehr weiterlaufen und trennten sich von unserer Gruppe. Die Wachen haben sie dann getötet oder sie wurden von den anderen zertrampelt oder kippten einfach um. Wir gingen in unseren Fünfer-Gruppen, doch dann änderten die Wachen die Anordnung. Diejenigen, die außen liefen, mussten nun in der Mitte gehen. So kam es, dass ich als Letzte in der Gruppe lief.

Es war Nacht, und ich hatte die Augen geschlossen. Die meisten von uns gingen mit geschlossenen Augen, da wir den Weg mittlerweile auswendig kannten. Dann kam eine Wegbiegung und ich bemerkte sie nicht. Eine Deutsche stand dort und zeigte mir, dass ich abbiegen sollte. Ich bog nicht ab und lief mit geschlossenen Augen in sie hinein. Sie stieß mich weg und schlug mir mit voller Kraft ins Gesicht. Das war das erste Mal, dass ich so geschlagen wurde.

Das zweite Mal, dass ich geschlagen wurde, war während eines Appells im KZ-Außenlager Neustadt-Glewe. Ich hatte anscheinend irgendetwas falsch gemacht oder einfach den falschen Gesichtsausdruck – ich weiß es nicht mehr. Jedenfalls schlug mich wieder eine Deutsche. Sie machte immer einen auf elegant, in ihrer feinen Uniform und ihren Lederhandschuhen. Sie zog die Handschuhe aus, schaute mich an und schlug mir mit den Handschuhen ins Gesicht – nicht mit der Hand, sondern mit den Handschuhen. Was genau ich falsch gemacht hatte, weiß ich nicht mehr.

Ich versuchte immer, den Aufseherinnen nicht im Weg zu stehen. Ich wusste, dass sie nur nach einem Vorwand suchten, um zuzuschlagen. Zum Beispiel, wenn es kalt war und wir beim Appell standen. Die Person ganz hinten, die mit dem Rücken zum Wind stand, fror am meisten. Wir hatten uns darauf verständigt, dass die Person ganz hinten sich mit der in der Mitte abwechselte, sodass diejenige in der Mitte nach hinten ging. Das funktionierte jedoch nur, wenn die Aufseherin nicht aufpasste. Bemerkte sie es, bestrafte sie die Gefangene, die ihren Platz gewechselt hatte. Deshalb mussten wir so unauffällig wie möglich die Plätze tauschen.

Małgorzata Grygiel

Gab es einen Wärter, einen Blockältesten oder einen Kapo, vor dem Sie besonders große Angst hatten?

Janina Iwańska

Einige aus unserem Block, die überlebt hatten, trafen sich nach dem Krieg in Warschau. Dabei erwähnten einige, dass die Blockälteste unseres Blocks die Häftlinge besonders schlecht behandelte und besonders bösartig war. Andere sprachen jedoch gut über sie. Ich kann weder etwas Schlechtes noch etwas Gutes über sie erzählen. Ich habe nie gesehen, dass sie jemandem Schaden zugefügt hätte. Ich empfand es als positiv, dass sie uns vom ersten Tag an die Verantwortung für die jüngeren Kinder anvertraute. Sie verschaffte uns Arbeit und ich hatte eine Aufgabe. Ich versuchte immer das zu tun, was von mir erwartet wurde, und ich machte es gut. Ich habe nicht einen Moment erlebt, in dem sie mich auch nur angeschrien hätte. Daher kann ich nichts Negatives über sie berichten. Es gab aber Mädchen, die erzählten, dass sie sie geschlagen habe, dass sie bösartig war. Ich konnte dies jedoch nie beobachten.

Aber es gab andere. Die SS-Aufseherinnen waren schrecklich. Das waren meistens Deutsche. Auch viele Kapos waren brutal. Die Kapos waren überwiegend auch Deutsche. Die SS-Aufseherin waren so eine Art „Soldatinnen“. Die Kapos waren Häftlinge, nur eben deutsche Häftlinge. Deutsche die wegen Mord, Diebstahl, Vergewaltigung oder Prostitution im KZ waren. Sie mussten schwarze Winkel tragen, was sie als sogenannte „Asoziale“ kennzeichnete. Es gab auch Kapos, männliche und weibliche, die wegen Prostitution oder ihrer sexuellen Orientierung im Lager waren. Die Nazis verschleppten auch Menschen aus der LGBTQ-Community in die Konzentrationslager. Aber sie waren immer noch Deutsche und manche von ihnen wurden Funktionshäftlinge, also Kapos mit bestimmten Aufgaben und einer höheren Stellung in der Hierarchie der Häftlinge. Es gab aber auch Polinnen und Polen, die Funktionshäftlinge waren, da es nicht genügend deutsche Häftlinge gab.

Małgorzata Grygiel

Haben Sie während Ihrer ganzen Zeit in Auschwitz die Kinder betreut oder haben Sie auch andere Aufgaben bekommen?

Janina Iwańska

Nein, wir haben uns nur um die Kinder gekümmert. Abgesehen davon habe ich mich nur mit einer Sache beschäftigt, während dieses schweren kalten Winters.

Wir haben alle in unseren dünnen Jacken sehr gefroren. Deswegen suchten wir nach Möglichkeiten, uns zu wärmen. Und da gab es so einen Bereich im Stammlager Auschwitz, in der Nähe der Sauna, die Häftlinge nannten ihn „Kanada“. Das war ein großer Block, durch den alle Häftlinge bei ihrer Ankunft in Auschwitz durch mussten. Dort haben die Deutschen den Häftlingen alles weggenommen, was sie bei sich hatten. Dort mussten wir uns umziehen. Die besseren Sachen haben die Deutschen behalten und nach Deutschland geschickt. Das waren oft Wertgegenstände wie Pelze oder Schmuck. Einige Jüdinnen und Juden waren reich und haben von ihrem Besitz so viel wie möglich mitgenommen, sowas wie Schmuckstücke. Manche Jüdinnen und Juden, die aus dem Ausland nach Auschwitz deportiert wurden, z.B. französische oder niederländische Jüdinnen und Juden, hatten viele Wertgegenstände bei sich. Sie mussten alles in diesem „Kanada“ zurücklassen. Die Deutschen haben die Sachen durchsucht und was wertvoll oder für sie nützlich war, nach Deutschland geschickt. Die Sachen, die sie nicht interessierten, lagen dann auf großen Haufen.

Als dieser schrecklich kalte Winter kam, haben die älteren Häftlinge Pullover und andere warme Kleidung von dort mitgenommen und ins Lager gebracht. Sie haben diese Sachen auch mit anderen Häftlingen geteilt, weil man sich kannte. Eine Gefangene aus unserem Block, unsere Zimmergenossin, hat auch von Zeit zu Zeit verschiedene Sachen aus „Kanada“ zu uns gebracht: Pullover und Blazer. Damals waren solche langen Blazer mit Drähten in Mode.

Allerdings war es verboten, Pullover zu tragen. Also haben wir Schals getragen, sie um unsere Nieren gelegt oder unseren Hals bedeckt. Wir haben aus den Kleidern aus „Kanada“ Socken oder Handschuhe geschneidert. Wenn unsere Zimmergenossin uns Pullover brachte, haben wir sie die Fäden aufgerollt. Andere haben das Nähen gelernt, auch ich. Anfangs habe ich mit zwei Stöckchen gestrickt, aus Holz geschnittene Stricknadeln. Ich habe Schals gestrickt und sie mir unter der Kleidung um die Nieren gelegt, damit mit etwas wärmer wird. Das konnten die Aufseherinnen nicht sehen und wir konnten uns ein wenig aufwärmen.

Als alle schon Schals hatten, schlugen sie mir vor, dass ich Socken stricken sollte. Aber bei Socken ist es furchtbar schwer, die Fußsohle richtig einzuarbeiten. Die Stubenälteste hat mich ziemlich lange unterrichtet. Für die Socken brauchte ich fünf Nähadeln, also musste ich mir fünf solche Stöckchen

besorgen. Mit dem Anfang hatte ich keine Probleme. Die Ferse war aber gebogen und machte mir Schwierigkeiten. Es dauerte etwas, aber zum Schluss konnte ich Socken stricken. Ich lernte, wie man diese Fersen bei den Socken macht. Solche Socken strickte ich nach dem Krieg als Weihnachtsgeschenke für meine Freund:innen in der Schule, später auch in der Universität. Denn nach dem Krieg herrschte in Polen schreckliche Armut. Ich zerriss alte Pullover und machte daraus gestreifte Socken als Weihnachtsgeschenke. Alle überrascht, wie ich dies Ferse machte, denn es ist schwierig zu machen. Ich habe in Auschwitz ein Handwerk, das Stricken, gelernt, Schals, Socken, Handschuhe. Nach dem Krieg habe ich sogar gelernt, wie man Pullover und Westen macht.

Małgorzata Grygiel

Ich wollte noch zwei Sachen fragen. Inwieweit hatten Sie so etwas wie „Bewegungsfreiheit“ in Auschwitz? Ich frage deswegen, weil ich wissen möchte, was Sie überhaupt über das, was im Lager passierte, wussten. Zum Beispiel, was konnten Sie „einfach so“ sehen?

Janina Iwańska

Ich bin meistens nur vom Kinderblock in die Küche gegangen. Aber wir waren immer mal wieder in der Mikwe oder Sauna, also im Badehaus, um sich zu waschen und seine Sachen zu trocknen. Gleichzeitig wurden die Wohnbaracken desinfiziert. Dafür gingen wir durch das ganze Lager. Wir konnten sehen, wie Leichen weggetragen wurden. Wie die Deutschen ganze Gruppen von Häftlingen zum Krematorium jagten. Wir konnten den stinkenden Rauch des Krematoriums sehen, denn das Krematorium war in der Nähe der Sauna. Wir konnten sehen, wie Aufseher oder Kapos die Häftlinge zusammenschlugen. Als Kinderbetreuerinnen hatten wir Glück, dass sie uns bewusst nicht so sehr misshandelten.

Zwischen den Blöcken gab es ziemlich viel Platz, also gingen wir mit den Kindern zum Spielen nach draußen. Die Kinder versuchten dabei niemals, irgendwo anders hinzugehen. Denn bei den anderen Blöcken gab es so viel Schreckliches zu sehen. Wir hörten von dort oft Schreie. Die Kinder hatten schreckliche Angst. Außerdem blieben sie immer in der Nähe des Kinderblocks, weil sie wussten, dass am Abend ihre Mütter zu diesem Block kommen würde. Die älteren Mädchen, die etwa 14-15 Jahre alt waren, gingen manchmal zu einem Zaun in der Nähe, wo auch Männer hingingen. Ob es ihre Väter oder Brüder waren, weiß ich nicht, aber sie gingen dorthin und kamen später zurück und erzählten, dass sie ihren Bruder gesehen hätten. Ich selbst bin nie hingegangen, ich kannte dort niemanden. Auch die Mädchen, mit denen ich zusammen war, taten das nicht. Die kleinen Kinder, um die wir uns kümmerten, blieben ebenfalls meistens an Ort und Stelle.

Wir hatten durchaus ein paar wenige Freiheiten. Es war nicht so, dass wir die ganze Zeit nur herumsitzen mussten – das galt nur während des Appells. Abgesehen davon, wenn wir darauf achteten, dass unser Essen nicht gestohlen wurde, konnten wir unseren Block verlassen. Wir durften uns ausruhen, spielen und versuchen, ein wenig Abstand von den Umständen zu gewinnen. Für die Kinder wurde sogar eine gewisse Atmosphäre geschaffen: Eine der Mütter bemalte die Wände des Blocks mit Märchenfiguren, damit die Kleinen etwas Schönes zum Anschauen hatten, um die Situation ein wenig erträglicher zu machen. Ich selbst verließ den Block jedoch kaum – nur für Besuche in der Küche oder auf der Latrine.

Die Latrine war ein Erlebnis für sich. Im Grunde handelte es sich um eine lange, tiefe Grube, an der wir alle mit unseren Nachttöpfen oder Eimern nebeneinandersaßen, um unsere Notdurft zu verrichten. Am Ende der Anlage gab es Wasserhähne, an denen wir uns zumindest ein wenig waschen konnten. Nachdem wir unser Geschäft erledigt hatten, leerten wir den Inhalt aus den Eimern in die Grube. Anschließend reinigten wir alles gründlich: Wir spülten die Eimer aus, rieben sie mit Sand ein, damit sie sauber waren und glänzten und wuschen sie erneut. So funktionierte der Alltag bei den Latrinen.

Małgorzata Grygiel

Ist dort irgendetwas passiert? Kam es zu...

Janina Iwańska

Nun manchmal mussten Häftlinge direkt nach dem Appell dringend zur Latrine. Die hatten es dann eilig. Und wenn dann alle Plätze besetzt waren, kam es häufig zum Streit.

Małgorzata Grygiel

Ein Häftling aus einem anderen Lager erzählte uns, dass Häftlinge auch einfach so im Lager ihre Notdurft verrichteten. Also das sie jederzeit einfach so ihr Geschäft verrichten konnten, wenn sie sich auf dem Gelände des Lagers befanden.

Janina Iwańska

Also bei uns hatten die kleinen Kinder eigene Toiletten. Und wir Betreuerinnen konnten gehen, wann wir wollten. Aber die Häftlinge aus den Blöcken, die zur Arbeit eingeteilt waren, waren an einen strengen Zeitplan gebunden. Appell, Marsch (zur Arbeit), Rückkehr, Mahlzeit, alles nach Zeitplan. Für sie war es oft schwierig Zeit zu finden, um auf Toilette zu gehen.

Małgorzata Grygiel

Ich wollte noch fragen, ob während Ihrer Zeit in Auschwitz noch pseudomedizinische Experimente durchgeführt wurden.

Janina Iwańska

Ich habe zu meiner Zeit nichts davon gehört. Aus unserem Block haben Sie keine Kinder für so etwas mitgenommen. Davon habe ich erst nach dem Krieg gehört. Wir waren von August bis November oder Dezember 1944 in unserem Block. Ich weiß nur, dass die Deutschen zu der Zeit den Teil des Lagers liquidiert haben, wo Sinti und Roma untergebracht waren. Die Deutschen haben jeden einzelnen Angehörigen der Sinti und Roma, die in Auschwitz waren, bis zum Letzten ermordet. Ein Sinto wurde als Kind irgendwo im Häftlingslazarett versteckt. Ich habe ihn nach dem Krieg getroffen. Als Baby haben andere Häftlinge ihn versteckt.

Das Lager der Sinti und Roma bestand aus hölzernen Baracken, die später als Feuerholz verwendet wurden. Nachdem die Deutschen alle Sinti und Roma ermordet hatten, haben sie unsere Ziegelsteinbaracken dorthin verlegt, wo das sogenannte „Zigeunerlager“ war. Einige davon stehen noch. Dort war es ein wenig wärmer. Die Unterkünfte waren eher längliche Baracken. An beiden Enden befand sich eine Art Sofa aus Ziegeln, das auf beiden Seiten mit einer Feuerstelle ausgestattet war. Diese Konstruktion diente als eine Art flacher Ofen, der entlang des gesamten Blocks Wärme spendete. Im Winter, während des strengen Frosts, kehrten wir nach dem Appell direkt in die Baracke zurück und legten uns auf diesen Ofen. Abgesehen von den Mahlzeiten verbrachten wir den ganzen Tag dort, um wenigstens unsere Beine und unseren Rücken etwas aufzuwärmen. Das war ein kleiner Trost in der eisigen Kälte.

Wir wussten, dass die Deutschen die ermordeten Sinti und Roma verbrannten, während wir ihre alten Baracken übernahmen. Wir sahen den schwarzen Rauch aus den Krematorien aufsteigen und wussten, dass sie dort Menschen verbrannten – Sinti und Roma, Jüdinnen und Juden. Es dauerte, bis ich nach dem Krieg akzeptieren konnte, dass ich daran nichts mehr ändern konnte. Aber eine Erinnerung blieb tief in mir verwurzelt: Eines Tages, als ich in der Küche arbeitete, zündete ich ein Streichholz an und hielt es zu lange fest. Ich verbrannte mir den Fingernagel, und der Geruch brachte mich sofort zurück ins Lager. Es war derselbe beißende Geruch wie aus dem Krematorium – der Geruch von verbranntem Eiweiß.

Lange Zeit hatte ich danach Schwierigkeiten, bestimmte Gerüche zu ertragen. Wenn meine Mutter Hühner kaufte, die über Feuer abgebrannt wurden, um die Federn zu entfernen, war der Geruch für mich unerträglich. Es roch genauso wie das Krematorium. Auch das Gebell der Nachbarshunde ließ mich lange nicht los. Nachts, wenn ich schlafen ging und jemand mit seinem Hund spazieren war, hörte ich das Bellen und wachte schweißgebadet und voller Angst auf.

Das erinnerte mich an den Marsch von Auschwitz nach Wodzisław Śląski. Die deutschen Wachen hatten immer Hunde bei sich. Wer vom Weg abkam, den griffen diese Tiere sofort an, oft zerfetzten sie ihn. Und das Bellen begleitete uns die ganze Strecke – 60 Kilometer, die wir in einem elenden Zustand zurücklegen mussten. Wir liefen die ganze Nacht hindurch, über den Tag bis zur nächsten Nacht, erschöpft und entkräftet, Schritt für Schritt.

Dieses ständige Hundegebell war allgegenwärtig, und für mich war es lange so, dass ich bei jedem nächtlichen Bellen das Gefühl hatte, ich sei wieder auf diesem Todesmarsch, kurz davor, von einem Hund angefallen zu werden. Es dauerte Jahre, bis diese Furcht, dieses Trauma nachließ.

Małgorzata Grygiel

Ich wollte noch fragen, in eurem Block Nummer 16 und später, nach der Vernichtung der Sinti und roma Nummer sieben...

Janina Iwańska

Nein, Nummer neun. Daraus wurde Block Nummer neun.

Małgorzata Grygiel

Ist jemand aus Ihrem Block gestorben?

Janina Iwańska

Keines unserer Kinder ist in unserer Baracke gestorben, jedenfalls nicht, soweit ich weiß. Vielleicht wurde es so geregelt, dass niemand davon erfuhr, aber ich habe weder in meinem Beisein noch in einem der beiden anderen Blöcke ein einziges verstorbene Kind gesehen.

Małgorzata Grygiel

Gab es irgendwelche Konflikte zwischen den Kinderbetreuerinnen?

Janina Iwańska

Eigentlich ist es schwierig, das als Konflikte zu bezeichnen, denn wir haben uns gegenseitig unterstützt und respektiert. Wer nicht helfen wollte, lebte eben auf seine eigene Weise. Es gab jedoch eine

Situation, an die ich immer noch mit Bedauern zurückdenke. Sie hatte zwar an sich keine große Bedeutung, aber für uns damals war sie wichtig.

In unserer Baracke lebten, wie ich schon erwähnt habe, hauptsächlich Kinder aus Wola. Wola war das ärmste Viertel Warschaws, ein Arbeiterbezirk. Manche Eltern, insbesondere die Väter, hatten im Winter keine Arbeit, waren arbeitslos und lebten von Sozialhilfe. Sie kauften auf Kredit in den Läden ein. Zum Glück waren die Menschen hilfsbereit: Die Ladenbesitzerin, die einen kleinen Laden führte, gab, wenn sie sah, dass ein Vater arbeitslos war und Kinder hatte, Waren „aufs Heft“, also auf Rechnung. Sie schrieb es ins Heft, und wenn der Vater Arbeit fand, zahlte er zurück. Es war ehrlich: Sobald er wieder Arbeit hatte, erstattete er das Geld. Wir kamen aus der Armut, aber aus einer, die von Solidarität geprägt war.

Und an Weihnachten war es so, dass in unserer Baracke Mütter zusammenkamen. Aber dann mussten sie zurück in ihre Baracke und die kleinen Kinder gingen schlafen. Wir Älteren setzten uns wieder auf den Ofen und unterhielten uns. Es war Heiligabend, und stellten uns vor, wie es zu Hause gewesen wäre. So erzählten wir uns: „Wenn ich zu Hause wäre, dann gäbe es bei uns Kohl mit Erbsen, Pierogi mit Kohl und Pilzen, und es gäbe Karpfen.“

Das war das, was man selbst in den ärmsten Familien vor dem Krieg an Heiligabend hatte. Hering, einen guten Hering, vielleicht ein Stückchen Matjes. Solche Geschichten erzählten wir uns. Aber es gab auch Mädchen in unserem Alter, die aus Ochota stammten. Ochota war ein wohlhabenderes Viertel, und sie waren zudem noch Töchter einer Lehrerin, also eher aus der Mittelschicht. Sie hörten uns eine Weile zu, und schließlich fragten sie verwundert: Wie bitte, Kohl mit Erbsen? Isst man das überhaupt? Und was, Karpfen?

Und da fragten sie: "Hattet ihr denn wirklich keinen besseren Fisch als Karpfen?" - Wie, keinen besseren? Karpfen ist doch ein ausgezeichnete Fisch, an Weihnachten muss es Karpfen geben! - "Bei uns gab es an Weihnachten Zander, und zu den Festtagen, wie heißt er nochmal... nicht Kranich, sondern, na, diese Vögel eben. Es gab Fasane. - "Aber Weihnachten, das war doch ein Fastenessen." - Ja, aber da gab es Kaviar. Lachs, und noch dies und jenes... Sie zählten all diese Sachen auf, die für uns einfach ...

Wir hatten keine Ahnung, wovon sie redeten, von diesem Kaviar. Wir wussten nicht einmal, dass so etwas überhaupt existiert, was das sein sollte. Und als sie dann sagten, dass das Fisch-Eier seien, dachten wir nur: Was ist das denn für ein Essen? So erzählten sie uns davon, und genauso wie sie von dem Fasan sprachen, erwähnten wir, dass es bei uns an den Feiertagen manchmal Gans gab, aber Schinken gab es immer. Mama kochte immer Schinken, es gab immer Schinken. Und sie fingen an, zu erzählen, was sie an Heiligabend und zu den Feiertagen aßen. Für uns klang manches wie aus einem Märchen. Und so trafen sich unsere Blicke: sie schauten uns mit Verachtung an, während wir ihnen mit Wut begegneten.

Von da an entwickelte sich so etwas wie ein Klassenkampf – wir mochten sie nicht mehr, und sie begannen, auf uns herabzusehen. Manchmal machten sie sich über uns lustig und sagten spöttisch: „Schade, dass es heute keinen Kohl mit Erbsen gibt.“

Tatsächlich gab es bei uns keinen Kohl mit Erbsen, sondern Kohl mit Pilzen, wie man ihn heute oft zubereitet. Interessanterweise habe ich jetzt eine Nachbarin, die zu Weihnachten immer Kohl mit Erbsen kocht und mir einen Teller bringt – ich esse ihn jedes Mal mit großem Genuss. Aber damals war es anders: Sie verspotteten uns wegen des Kohls mit Erbsen und des Karpfens zu Weihnachten. Es war keine offene Feindschaft, kein Streit, bei dem böse Worte fielen. Doch wir sahen sie mit Abneigung an, und sie begegneten uns mit Verachtung. Und so blieb es leider.

Diese Spannung hielt über Jahre an, selbst nachdem wir auf dieselbe Schule gingen und dort unser Abitur machten. Wir begegneten uns oft auf den Fluren, aber kein einziges Wort wurde gewechselt. Ich

tat so, als würde ich sie nicht kennen, und sie behandelten mich ebenso. Es war, als wäre zwischen uns eine unüberwindbare Mauer aus Verachtung und Verletzung, die niemand einreißen konnte oder wollte.

Heute würde man die Dinge vermutlich einfach ansprechen, sich aussprechen, und damit wäre es erledigt. Aber damals war es für uns ein tiefgreifendes Erlebnis. Der Kohl mit Erbsen und der Weihnachtskarpfen waren für uns fast etwas Heiliges – sie gehörten zu unseren Traditionen und hatten eine fast sakrale Bedeutung. Weihnachten war für uns nicht nur ein Fest, sondern ein großer Moment, fast wie eine Art Kommunion. Dass jemand darüber spottete, war für uns schlichtweg unverzeihlich.

Heute gibt es irgendwo Fasane, die herumfliegen. Ich war auf dem Land, da laufen die Fasane durchs Dorf, und die Leute fangen sie gar nicht, sie haben überhaupt keinen Wert mehr. Aber einen Karpfen mögen die Leute immer noch.

Als ich noch etwas mehr Familie hatte, habe ich immer Karpfen gekauft. Früher kaufte man einen ganzen Fisch, den man schuppen und ausnehmen musste. Aber in letzter Zeit habe ich einfach Filets gekauft, paniert, in Ei gewendet und in der Pfanne gebraten. Frisch, heiß, für den Heiligabend – ein hervorragendes Essen.

Małgorzata Grygiel

Ich wollte noch, bevor wir das Thema Lager langsam abschließen, drei Dinge fragen. Haben Sie irgendwelche Hinrichtungen gesehen?

Janina Iwańska

In Auschwitz? Nein.

Małgorzata Grygiel

Waren Sie krank?

Janina Iwańska

Nein.

Małgorzata Grygiel

Und noch eine Frage, Sie haben den Namen Wanda Swat erwähnt, richtig?

Janina Iwańska

Ja, genau, ich wollte über diese Wanda Swat sprechen. Wanda Swat war diejenige, die sich ebenfalls gleich am ersten Tag freiwillig für die Betreuung der Kinder im KZ Auschwitz gemeldet hat. Und wir beide haben die Kübel aus den Toiletten gemeinsam getragen. Nach dem Krieg wollte ich unbedingt – ach, vielleicht gehört das nicht ganz zum Thema, aber nach dem Krieg sind wir alle zusammen aus dem Lager zurückgekehrt. Ich habe so ein Foto auf einem Wagen, weil wir – ich weiß nicht, das wäre jetzt vielleicht zu viel zu erzählen – auf so einem Wagen zurückgekehrt sind.

Wir waren alle Mädchen ohne Eltern, und wir wurden von einer Lehrerin aus Warschau, Frau Irena, betreut, außerdem von einer Ordensschwester, sie hieß Frau Helenka, die die Tante eines der Mädchen war und die sie dort in Deutschland getroffen hatte. Sie waren die einzigen Erwachsenen in unserer

Gruppe und kümmerten sich um uns. Wir reisten zusammen zunächst nach Częstochowa, weil wir beschlossen hatten, dass wir zuerst eine Wallfahrt zum Paulinerkloster auf der Jasna Góra machen, dem Hellen Berg in Częstochowa, wo sich die Berühmte Schwarze Madonna befindet, ein heiliges Bild von Maria, der Mutter Gottes. Unsere Rückkehr war sozusagen mit einer Pilgerreise verbunden.

In Częstochowa erhielten wir Fahrkarten nach Warschau und kamen dort am Bahnhof an. Wir verabschiedeten uns voneinander und tauschten unsere Adressen aus, mit der Absicht, uns unbedingt wiederzusehen, sobald wieder der Alltag eingelebt wäre und sich alles geregelt hätte. Natürlich gaben wir die Adressen weiter, aber niemand konnte unter diesen Adressen erreicht werden, weil es diese Adressen nicht mehr gab – weder mein Haus noch ihre Häuser. Wir trafen uns nicht wieder, bis eine unserer Betreuerinnen, Frau Irena, in den Ruhestand ging. Sie beschloss, uns zu suchen. Sie wandte sich an den Verein der polnischen Überlebenden des KZ Auschwitz und gab dort unsere Namen und Adressen an.

Wir waren achtzehn Mädchen und Frauen auf diesem Wagen, neun von uns konnten wir wiederfinden. Sie lud uns zu ihren Namenstagen ein und wir gingen zu ihr, wir trafen uns zu Ostern, zu Weihnachten. Wir haben uns bis zu ihrem Lebensende regelmäßig wiedergetroffen. Und ich habe immer nach Wanda Swat gesucht. Ich sagte immer, sie sei mir die Nächste, eine wirkliche Freundin, gewesen. Wir haben alles zusammen gemacht. Während unserer Rückkehr kümmerte sie sich um die Pferde und ich war für die Verpflegung zuständig. Das heißt, ich konnte Hühner fangen, weil ich oft zu meiner Oma aufs Dorf fuhr. Meine Oma bat mich manchmal, ein Huhn zu fangen, weil sie überprüfen wollte, ob es ein Ei hatte oder nicht. Bei unserer Rückkehr aus dem Lager war sie für die Pferde zuständig und ich war für die Versorgung mit Hühnern verantwortlich. Wenn wir durch ein Dorf fuhren und irgendwo Hühner waren, schlich ich mich heran und fing immer ein Huhn. Danach kochten wir uns ein Mittagessen. Mit dieser Wanda war ich sehr eng verbunden. Leider konnte ich sie nirgendwo wiederfinden.

Immer wieder, auch in einem kurzen Interview in der Presse, sprach ich über Auschwitz und äußerte den Wunsch, meine Freundin Wanda Swat wiederzufinden. Vor zwei Jahren hatte ich ein weiteres Interview, das mittlerweile auf YouTube zu sehen ist – ein ausführliches Gespräch, in dem ich über Wanda erzähle. Sie war meine engste Freundin, fast wie eine Schwester. Dieses Interview ist online verfügbar. Gestern saß ich hier, etwas traurig, und während ich mich auf euch vorbereitete, dachte ich daran, mir anzuhören, was ich damals gesagt hatte, um nicht immer wieder dieselben Geschichten zu erzählen. Doch letztlich gibt es nichts anderes zu erzählen, weil sich nichts anderes ereignet hat. Dabei stieß ich auf die Kommentare und begann zu lesen, was die Leute über mich denken. Und dann fand ich einen Kommentar, der mich tief berührte: „Frau Janeczko, meine Mutter war Ihre Freundin aus dem Lager, sie hieß Wanda Swat. Leider lebt sie nicht mehr.“

Es war Wanda Swats Tochter. Sie schrieb weiter: „Wir grüßen Sie ganz herzlich. Unsere Mutter hat uns alles erzählt, was Sie über Frau Irena und Frau Helena berichtet haben. Alles, was Sie sagten, haben wir mit großer Freude gehört.“ Diese Nachricht hat mich zutiefst berührt, sodass ich mich entschloss, zu antworten und meinen Dank auszudrücken. Ich habe mein ganzes Leben lang versucht, Kontakt zu ihr aufzunehmen, und es schmerzt mich, dass ich das nicht konnte. Dennoch freue ich mich zu wissen, dass ihr Leben so verlaufen ist, dass sie Kinder hatte. Herzliche Grüße. Selbst viele Jahre nach dem Krieg gibt es immer noch Erlebnisse, die tief im Inneren nachhallen und stark empfunden werden.

Małgorzata Grygiel

Die letzten Tage in Auschwitz, im Januar – haben Sie damals schon gespürt, dass sich etwas verändert, dass Sie vielleicht irgendwohin gebracht werden? Haben sich die Deutschen zum Beispiel ein wenig anders verhalten?

Janina Iwańska

Ja, kurz vor der Evakuierung durften die Mütter ihre Kinder mitnehmen. Die kleinen Kinder wurden in die Baracken zu ihren Müttern gebracht. Die meisten von ihnen nahmen nicht am Todesmarsch teil; vor allem jüdische Kinder wurden befreit – so, wie es manchmal auch in Filmen dargestellt wird. Die Deutschen haben jedoch einige Kinder und Mütter mit ihren Kindern vor der Evakuierung aus Auschwitz in andere Lager verlegt, unter anderem nach Berlin oder in die Umgebung von Auschwitz. Darunter waren sogar schwangere Frauen – wir kennen zwei, deren Kinder im Januar zur Welt kamen, eine von ihnen in Berlin. Diese schwangeren Frauen und Mütter mit kleinen Kindern wurden vor der Evakuierung von uns getrennt. Sie waren irgendwo in der Nähe, aber nicht weit entfernt, und wurden bereits im Januar, Februar oder spätestens im März befreit. Wir wussten, dass etwas vor sich ging, weil die Kinder zu ihren Müttern gebracht wurden.

Danach hatten wir jedoch keinen Kontakt mehr zu diesen Müttern und wussten nicht, was mit ihnen geschah. Wir wussten nicht, ob die Deutschen diese Mütter mit ihren Kindern an andere Orte gebracht oder aus dem Lager herausgeholt haben. Kurz vor dem 27. Januar, dem Tag der Befreiung, am 17. oder 19. Januar, gab es in der Nacht einen Appell. Alle wurden nach draußen geschickt. Bei diesem Appell bekam jeder eine Ration Brot und eine Steckrübe, eine ganze Steckrübe. Außerdem durften wir Decken aus den Baracken mitnehmen. Nachdem die Deutschen Kinder weggebracht hatten, blieben die Decken zurück. Wenn jemand keine eigene Decke hatte, haben wir sie in zwei Teile zerrissen, damit jeder etwas hatte. Wir wurden in Fünferreihen aufgestellt und in der Nacht aus dem Lager geführt.

Wir wussten weder wohin noch warum. So mussten wir losmarschieren. Später wurde es Tag. Während des Tages kamen Menschen aus ihren Häusern und standen an den Straßenrändern. Einige warfen uns kleine Päckchen mit Brot oder anderen Dingen zu. Andere standen dort mit einem Getränk – es war offensichtlich heiß, man konnte den Dampf sehen. Wir hätten gerne etwas getrunken. Aber an den Seiten liefen Deutsche mit Hunden, und es war absolut verboten, sich vom Marsch zu trennen. Manchmal warf jemand ein Stück Brot, das wir auffingen. So marschierten wir den ganzen Tag, bis nach Wodzisław Śląski.

Ein Tag, dann noch eine Nacht – das war eine lange Strecke. Wenn Sie nachsehen möchten, das ist eine ziemlich lange Route. Wir gingen durch so viele Dörfer. All diese Ortschaften, durch die wir gingen, sind markiert. Mit Kreuzen sind die Dörfer gekennzeichnet, in denen es Massengräber gibt – für die Toten, die unterwegs auf dem Todesmarsch gestorben sind. Dort stehen auch Tafeln. Auf den Tafeln steht, wie viele Menschen aus dem Todesmarsch in diesen Gräbern liegen.

Małgorzata Grygiel

Sind die Deutschen zu Fuß gegangen oder gefahren?

Janina Iwańska

Nein, die Deutschen gingen zu Fuß. Sie gingen, aber sie wechselten sich ab. Einige gingen weg, andere kamen dazu, aber sie gingen neben uns. Ab und zu fuhr jemand auf einem Motorrad, meistens auf solchen Motorrädern, die ganze Strecke des Marsches entlang und kehrte dann um. Aber diejenigen, die uns bewachten, gingen genauso wie wir – nur dass sie sich abwechselten.

Małgorzata Grygiel

Wenn man von den Todesmärschen hört, denkt man sofort an das, was Sie erwähnt haben – Menschen, die beispielsweise vor Kälte sterben. Haben Sie solche Situationen selbst erlebt?

Janina Iwańska

Habe ich. Aber was auch vorkam, war dass sich jemand von der Gruppe entfernte, beispielsweise weil er dringend musste und ein Stück zur Seite ging, um sich am Graben oder am Straßenrand hinzukauern. Die Person wurde entweder von einem Deutschen erschossen oder von einem Hund zerfleischt. Die Hunde waren so abgerichtet, dass sie jeden, der sich auch nur ein wenig entfernte, sofort angriffen und zerfleischten.

Małgorzata Grygiel

Haben sich die Personen, die neben Ihnen gingen, gegenseitig unterstützt? Man hört ja manchmal, dass die Menschen sich während des Marsches gegenseitig halfen, besonders wenn jemand aufgeben wollte oder sagte, dass er keine Kraft mehr habe.

Janina Iwańska

Wir gingen zu fünft, hakten uns unter den Armen ein und gingen so. Es kam überhaupt nicht infrage, dass sich jemand aus der Gruppe löste. Ab und zu wechselten diejenigen, die außen gingen, nach innen, damit es ein wenig wärmer wurde, denn an den Rändern war es wirklich kalt. Es herrschte damals eine extreme Kälte. Und wir gingen, und ich wurde von einer Seite gestützt, aber ich stolperte und prallte gegen diese Deutsche. Wenn ich allein gegangen wäre, wäre ich wahrscheinlich gestürzt, und das wäre das Ende gewesen. Aber die anderen hielten mich fest. Die Deutsche schlug mich, aber sie führten mich weiter, damit mir nichts Schlimmeres passierte. Ja, wir haben uns gegenseitig sehr unterstützt.

Später, als wir in Wodzisław Śląski waren, wurden wir in Waggons verladen, diesmal in offene, die normalerweise für Kohle verwendet wurden. Sie brachten uns nach Ravensbrück. Auch da gab es eine große Solidarität: Es gab nichts zu essen, nichts zu trinken, aber der Schnee fiel auf uns. Dieser Schnee diente uns als Getränk. Entweder ließ man ihn in den Händen schmelzen oder steckte ihn direkt in den Mund, wo er schmolz. Die Solidarität war so groß, dass, wenn jemand aufwachte – denn wir fuhren lange und standen dabei, sodass man vor Erschöpfung einschlief – und vor ihm eine Person stand, auf deren Körper viel Schnee lag, es absolut tabu war, diesen Schnee zu nehmen. Man durfte nur den Schnee seiner eigenen Kleidung, von Kopf oder Schultern, verwenden. Der Schnee, der auf jemand anderen fiel, gehörte ihm, und es kam nicht vor, dass jemand einem anderen etwas wegnahm.

Als wir in Berlin ankamen, gab es Bombardierungen, und die Gleise waren zerstört. Der Zug hielt in einem Vorort von Berlin an und fuhr vorerst nicht weiter, da die Gleise zerstört waren. In diesem Moment öffnete man uns die Waggons, und wir durften hinausgehen. Die Züge waren nicht wie heute, sondern es waren sogenannte Dampflokomotiven. Dabei wurde Wasser in einem Kessel erhitzt, und die Kraft des Wasserdampfs trieb die Lokomotive an. Von Zeit zu Zeit ließ man das alte Wasser durch einen Hahn ab und füllte frisches Wasser nach. Der Zug hielt an, die Türen wurden geöffnet, und der Lokführer beschloss, das Wasser in der Dampflokomotive auszutauschen. Er begann, es langsam abzulassen. Da rannten wir alle los, jede hatte irgendeine Schüssel oder ein Gefäß dabei. Er ließ das Wasser nur nach und nach ab, und sofort bildete sich eine Schlange. Jede von uns lief nach der Reihe nach vorne, um etwas von dem heißen Wasser aus der Lokomotive zu holen, um trinken zu können. Einige hatten kein Gefäß. Diejenigen, die getrunken hatten, gaben ihr Gefäß weiter, damit auch die anderen etwas von dem Wasser trinken konnten. Es war nicht so, dass jemand sagte: „Ich habe ein Gefäß, ich teile es nicht.“ Wer es brauchte, bekam es.

Ich lese manchmal Berichte, dass im Lager Überfälle oder Diebstähle vorkamen, aber ich persönlich habe das nie erlebt. Ich habe eher Solidarität und Güte erlebt. Als wir dann im Außenlager Neustadt-Glewe waren, in diesem letzten Lager, wurde auch ein separater Block für alleinstehende Kinder eingerichtet.

Es war so, dass Kinder mit ihren Müttern zusammen waren, während die alleinstehenden Kinder in einem eigenen Block untergebracht wurden. Zu uns kamen damals Frau Irena und eine Schwester, und sie kümmerten sich um uns.

Sie wussten, dass wir ohne Familie waren, und sie kümmerten sich um uns. Für uns waren sie wie Mütter. Frau Irena war das bis zu ihrem Tod. Sie starb im Alter von 90 Jahren. Wir gingen zu ihr zu allen Namenstagen und zu jedem Fest. Im Frühling besuchten wir sie oft. Sie lebte in Laski, bei ihrer Tochter. Dort hatte sie einen Garten, und sie lud uns im Frühling immer zum Tee ein. Wir besuchten sie im Frühling und dann im Oktober zu ihrem Namenstag. Im Garten gab es immer eine kleine Feier. Ich habe viele Fotos von ihr und den anderen Mädchen. Wir gingen oft zu ihr, und sie behandelte uns wie ihre Kinder. Bis zu ihrem Tod nannte sie uns immer „Mädchen“. So sehr, dass es einmal eine Situation gab, als wir zu ihr fuhren. Wir waren mit dem Bus unterwegs, um nach Laski zu kommen, und es war Zeit auszusteigen. Wir waren damals schon ältere „Mädchen“, alle über 60, schon im Ruhestand. Als wir aussteigen mussten, rief eine von uns: „Mädchen, wir steigen aus!“ Die Leute im Bus schauten sich um und fragten sich, welche „Mädchen“ gemeint waren. Aber wir wussten genau, dass es um uns ging, und stiegen alle aus.

Sie lebte bis zu ihrem Tod bei ihrer Tochter. Wir freundeten uns auch mit ihrer Tochter, Frau Basia, an. Diese Freundschaft hält bis heute, und wir stehen immer noch in Kontakt. Und wir besuchten auch Irenas Grab auf dem Friedhof, oft gemeinsam mit Frau Basia. Immer, wenn wir zu Frau Irena gingen, mochte sie ein Glas guten Wodka trinken. Deshalb brachten wir ihr als Geschenk meistens eine gute Flasche mit, die wir im Pewex für Dollar gekauft hatten, weil es damals nur dort guten Wodka gab. Wir kauften also im Pewex einen Wodka oder manchmal einen Cognac und brachten ihn ihr mit. Und dann tranken wir immer gemeinsam auf die Gesundheit und darauf, dass wir überlebt hatten.

Ihre Tochter freundete sich sehr mit uns an. Auf dem Friedhof brachte sie oft belegte Brote mit, und ihr Mann brachte eine Flasche und Gläser. Wir beteten gemeinsam für Frau Irena, legten Blumen nieder, zündeten eine Kerze an und sagten: „Jetzt, Frau Irena, trinken wir darauf, dass wir überlebt haben.“ Und dann tranken wir immer zusammen, auch dort auf dem Friedhof, ein Glas in ihrem Gedenken.

Małgorzata Grygiel

Haben Sie Frau Irena erst im Außenlager Neustadt-Glewe kennengelernt?

Janina Iwańska

Sie kam manchmal schon in Auschwitz zu uns. Als sie hörte, dass eine Gruppe Kinder aus Warschau angekommen war, kam sie vorbei. Die meisten Kinder waren mit ihren Müttern im Lager, und sie wusste nicht, dass es eine Gruppe von alleinstehenden Kindern gab. Erst später, nach dem Marsch, erfuhr sie davon. Dann kam sie zu uns und blieb bis zum Ende bei uns, bis nach Warschau, und eigentlich bis zu ihrem Tod. Irena hieß damals Wincenciak, aber nach der Rückkehr heiratete sie Herrn Gorzędowski und trug bis zu ihrem Tod den Namen Gorzędowska. Ihre Tochter heißt auch Gorzędowska. Es ist eine interessante Fügung, dass ihr Mann, Herr Gorzędowski, der Mann war, der die Autowerkstatt „Gorzędowski und Harczuk“ führte. In dieser Firma arbeitete mein Vater. Und genau von dort, aus dieser Firma, wurde er zur Zwangsarbeit nach Deutschland deportiert.

Małgorzata Grygiel

Jetzt möchte ich fragen, also, Sie kommen in Ravensbrück an, ein großes Stück des Weges im Todesmarsch. Könnten Sie mir bitte erzählen, was dann passiert ist?

Janina Iwańska

Nun, wir kamen mit diesem Zug, in diesen offenen Waggons, im Frauen KZ-Ravensbrück an. Die Deutschen haben uns aus den Waggons ausgeladen. Die Waggons kamen auf einem Nebengleis direkt am Lager an, sodass es nicht weit ins Lager war. Aber dort gab es keinen Platz für uns.

Zuerst gab es einen Block, eine leere Baracke, in der nichts war – nur der Boden und die Wände. Einen Teil von uns brachten die Aufseherinnen in diese Baracken. Für die Menschen, die dort keinen Platz mehr fanden, stellten sie ein Zelt auf. Wir waren etwa 3 bis 4 Tage dort. Ich hatte Glück und war in der Baracke.

Dann haben sie uns in neue Baracken verlegt. Ich weiß nicht, was mit den Gefangenen passiert ist, die in den Blöcken waren, die geräumt wurden, um Platz für uns zu schaffen. Nach der Verlegung haben die Deutschen uns erneut registriert und uns neue Nummern gegeben. Ich habe eine Nummer aus Auschwitz, und aus Ravensbrück bekam ich die Nummer 106 949.

Nach 2-3 Tagen verluden die Deutschen uns wieder in einen Zug gebracht und deportierten uns ins Außenlager Neustadt-Glewe. Wir kamen nachts an und mussten vom Bahnhof zu Fuß zum Lager laufen. Zuerst gingen wir durch ein Dorf, eigentlich eine kleine Stadt. Es war schon Abend – die Lichter in den Häusern waren an, die Leute saßen an den Tischen, aßen Abendbrot und unterhielten sich. In diesen niedrigen deutschen Häusern konnte man durch die Fenster hineinschauen.

Wir schauten hinein und dachten die ganze Zeit: „Oh Gott, wie gut es ihnen geht. Oh Gott, wenn nur jemand herauskommen und uns zu einem Abendessen einladen würde.“ Aber niemand kam heraus. Wir gingen durch die Stadt und betraten dann den Wald. Ein wunderschöner Wald. In einem solch wunderschönen Wald brachten sie uns in ein Lager, das von elektrisch geladenen Drähten umgeben war. Es gab dort hässliche Baracken. Die Aufseherinnen führten uns hinein und trennten sofort die Mütter mit ihren Kindern von uns. Uns brachten sie woanders unter.

Erst am nächsten Morgen mussten wir zu einem Appell antreten. Bei diesem Appell erfuhren wir dann alles. Und so begann das „normale“ Lagerleben. Allerdings war es dort schon besser als in Auschwitz. Erstens gab es nur einen Appell am Tag. Wir mussten nicht, wie vorher, sowohl morgens als auch abends anzutreten. Direkt neben dem Lager befand sich ein Flughafen, auf dem die erwachsenen Frauen Zwangsarbeit leisten mussten. Wir hingegen konnten im Lager bleiben und mussten nicht ständig zu Appellen antreten. Außerdem war es, selbst wenn wir antreten mussten, schon Frühling – April oder Mai – die Sonne stand hoch, es war wärmer. Und die Vögel! Weil das Lager in einem so schönen Wald lag, flogen die Vögel über uns und sangen so schön.

Dort wurden wir nicht mehr geschlagen. Nur einmal habe ich mit diesen Handschuhen einen Schlag bekommen. Es gab nicht mehr viel zu tun, denn wir waren alle schon erwachsene Mädchen, groß genug, um selbst für uns zu sorgen. Wir warteten nur noch auf das Ende des Krieges. Von Zeit zu Zeit flogen Flugzeuge über das Lager. Englische Flugzeuge von der westlichen Armee, die auf Bombardierungsmissionen waren. Zu dieser Zeit wurde Dresden bombardiert und dem Erdboden gleichgemacht. Auch Berlin wurde angegriffen. Die Flugzeuge flogen über unser Lager hinweg. Wir freuten uns nur, dass sie flogen, um die Deutschen zu bekämpfen, und hofften, dass der Krieg bald vorbei sein würde. So warteten wir bis zum 2. Mai. An diesem Tag wurden wir befreit.

Małgorzata Grygiel

Das werden wir gleich noch besprechen. Also waren Sie nur wenige Tage in Ravensbrück?

Janina Iwańska

Ja, nur kurz. Ich war wirklich sehr kurz dort.

Małgorzata Grygiel

Hatten Sie in dieser Zeit Kontakt zu den Häftlingen in Ravensbrück, die schon länger im Lager waren?

Janina Iwańska

Nein, ich hatte nur Kontakt zu den Funktionshäftlingen, die dort waren. Sie zeigten uns manchmal, wo die Latrine war. Aber im Allgemeinen verließen wir den Block nicht, weil man, wenn man den Block verließ, nicht wieder zurückkommen konnte. Man musste dann ins Zelt gehen, und im Zelt es war noch kälter. Also hielt jeder, der einen kleinen Platz hatte, daran fest.

Małgorzata Grygiel

Erzählen Sie uns bitte von Befreiung des Lagers.

Janina Iwańska

Eines Morgens begann der Tag wie gewöhnlich. Wir standen auf und gingen um den Block, doch es wurde schnell klar, dass kein einziger Deutscher mehr da war. Alles war still, unheimlich still. Keine SS-Aufseherin, kein Laut von den Wachen – das Lager war wie ausgestorben. Die Menschen traten aus den Baracken und schauten sich ratlos um. Bald wandten sich alle dem Tor zu, in der Hoffnung, hinauszugelangen. Doch das Tor war verschlossen und stand immer noch unter Strom. Wir waren zwar frei von der Präsenz der Deutschen, doch eingesperrt blieben wir dennoch.

Neben unserem Lager befand sich ein Kriegsgefangenenlager, in dem französische Gefangene untergebracht waren. Ihr Zaun stand nicht unter Strom, und sie waren bereits frei. Als sie bemerkten, dass etwas vor sich ging und die Deutschen offenbar geflohen waren, kamen sie zu uns, um zu helfen. Irgendwie gelang es ihnen, den Strom am Tor abzuschalten – wie genau, weiß ich nicht – und schließlich öffneten sie das Tor und befreiten uns.

Kurz darauf tauchte ein Motorrad mit zwei Soldaten der Westalliierten auf. Einer von ihnen sprach sogar Polnisch. Sie kamen in unser Lager, begrüßten uns herzlich, und in diesem Moment keimte in uns das Gefühl auf, dass wir nun tatsächlich frei waren, dass alles gut werden würde. Die beiden sahen sich um, sprachen mit einigen von uns und fuhren dann wieder davon. Nicht lange danach traf die sowjetische Armee ein, die bereits in der Nähe war. Genau an diesem Ort begegneten sich die beiden Armeen. Die Rotarmisten betraten das Lager, und von diesem Zeitpunkt an lag es unter der Obhut der Sowjets.

Nebenan, im Männerlager von Wöbbelin, wurden die Häftlinge von den Amerikanern befreit. Dort steht bis heute ein Gedenkstein, gestiftet von dem General, der die Truppen damals führte. Während ihrer Zeit in Wöbbelin erfuhren die Westalliierten in Gesprächen, dass es nur sechs Kilometer entfernt ein Frauenlager geben sollte. Daraufhin schickten sie Kundschafter aus, um diese Information zu überprüfen. Als diese bei uns eintrafen, waren die Sowjets noch nicht im Lager. Ich war überzeugt, dass die Amerikaner uns befreit hatten, denn sie kamen zu uns, unterhielten sich freundlich, und gaben einigen Kindern sogar Schokolade. Nach einem kurzen Aufenthalt kehrten sie zurück, um zu berichten, dass das Frauenlager tatsächlich existierte.

Kurz nachdem die Amerikaner weggefahren waren, traf die sowjetische Armee ein, da sich hier die Frontlinien der Alliierten kreuzten. Sieh hier später die Grenze der BRD zur DDR befand, gilt das Männerlager heute offiziell als von den Westalliierten befreit, während die Befreiung des Frauenlagers der Roten Armee zugeschrieben wird. Die Sowjets betraten das Lager, versorgten uns mit dem Notwendigsten und zogen dann weiter. In ihrer Abwesenheit liefen wir Frauen in die nahegelegene Stadt, um „zu plündern“. Unser Ziel war es, die Häftlingskleidung loszuwerden, zivile Kleidung zu finden und dringend benötigtes Essen zu beschaffen, denn im Lager gab es so gut wie nichts.

Die Stadt war verlassen – die Deutschen waren in Panik vor den anrückenden sowjetischen Soldaten geflohen. Anders als in den von den Amerikanern befreiten Gebieten, wo die Bewohner meist in ihren Häusern blieben, hatten sie hier alles zurückgelassen. Aus den verlassenen Wohnungen nahmen wir alles mit, was nützlich war: Lebensmittel, Kleidung und andere wichtige Dinge. Anschließend kehrten wir ins Lager zurück.

Am nächsten Tag kehrten die Sowjets endgültig zurück, besetzten die umliegenden deutschen Gebäude und übernahmen die Kontrolle über das Lager und die verbliebenen Häftlinge. Kurze Zeit später erreichte uns eine Gruppe Soldaten aus dem Männerlager in Wöbbelin und brachte UNRRA-Pakete. Besonders die Kinder wurden gut versorgt, wobei eine Packung für jeweils zwei Personen vorgesehen war. In den Paketen befanden sich Dinge, die uns teilweise völlig unbekannt waren: Milchpulver, Schmelzkäse, Schokolade und Zigaretten. Ich erinnere mich, dass ich damals zum ersten Mal Milchpulver probierte. Die Zigaretten ließen wir unangerührt, da niemand von uns rauchte, behielten sie aber. Später erwiesen sie sich als wertvoll und äußerst nützlich. Diese Pakete waren für uns von unschätzbarem Wert – sie retteten uns in den darauffolgenden Tagen.

Die Sowjets richteten ein Übergangslager ein, ein sogenanntes Repatriierungslager oder DP-Camp, in einem nahegelegenen Kreisstädtchen, wohin sie uns brachten. Sie brachten uns dort in Baracken unter und wir erhielten einfache Verpflegung, ähnlich wie beim Militär. Wir durften entscheiden, ob wir im Lager bleiben oder in unsere Heimat zurückkehren wollten. Das Internationale Rote Kreuz bot einigen von uns die Möglichkeit, sich in England oder Schweden zu erholen. Viele Familien und Einzelpersonen nahmen dieses Angebot an. Doch wir entschieden uns dagegen. Unser einziges Ziel war es, nach Hause zurückzukehren – nach Warschau.

Doch es gab keine Transportmittel für uns. Der Krieg war noch im Gange, und erst am 8./9. Mai fand er sein Ende. Alle verfügbaren Fahrzeuge waren dem Militär vorbehalten. Die Sowjets teilten uns mit, dass keine Transportmöglichkeiten für uns bereitstünden. Aber Frau Irena ließ nicht locker. Sie ging beharrlich zum Lagerkommandanten und forderte immer wieder: „Geben Sie uns ein Transportmittel.“ Schließlich war er so genervt, dass er die Stadt verließ, den erstbesten Bauern auf seinem Wagen anhielt und kurzerhand dessen Fahrzeug beschlagnahmte. Er schubste den Bauern vom Wagen, übergab ihn an Frau Irena und sagte: „Hier, nimm den Wagen und fahre nach Polen!“ Frau Irena kehrte mit dem Wagen zu uns zurück. Gemeinsam luden wir all unsere Habseligkeiten auf und begannen die Reise zurück nach Polen.

Das war Ende Mai. Unsere Reise zog sich über den gesamten Sommer hin. Im August erreichten wir schließlich Czystochowa und gegen Ende des Monats Warschau. Unterwegs mussten wir oft Essen stehlen, da wir kaum Vorräte bei uns hatten. Zum Glück war es Sommer, und wir konnten frische Kartoffeln und Gemüse direkt von den Feldern sammeln. Ich erinnere mich sogar daran, wie ich Hühner gestohlen habe, damit wir etwas zu Essen hatten.

Später, als sich die sowjetischen Soldaten eingelebt hatten, begann ihr Verhalten, sich deutlich zu verschlechtern. Sie überfielen deutsche Dörfer und begingen grausame Taten, darunter die Vergewaltigung deutscher Frauen und Mädchen. Diese Situation ließ auch uns in ständiger Angst leben.

Wenn wir in ein Dorf kamen und bei den Deutschen um eine Unterkunft baten, wurden wir oft aufgenommen, jedoch unter einer Bedingung: Die Familien verlangten, dass ihre Töchter und Mädchen zusammen mit uns schliefen, in der Hoffnung, sie so vor Übergriffen der Soldaten schützen zu können. Wir stimmten dem zu, weil wir ihre Notlage verstanden.

Für unsere Hilfe erhielten wir oft ein Abendessen und Nahrungsmittel. Die deutschen Familien waren dankbar, dass ihre Töchter bei uns in Sicherheit schlafen konnten. Doch dieser Zustand währte nicht lange, denn bald tauchten die sowjetischen Soldaten auch bei uns auf. Als Frau Irena versuchte, die Situation zu erklären und sagte, wir seien Mädchen aus dem Lager, wurde sie mit den Worten abgewiesen: „Dawaj, das sind keine Lagermädchen, das sind Gören.“ Für die Soldaten war unser junges Alter – damals waren wir erst 14 oder 15 Jahre alt – kein Hindernis. Obwohl die deutschen Mädchen bei uns waren, wollten die Soldaten schließlich auch über uns herfallen.

Dann kam Frau Irena auf die Idee, dass wir ab dem nächsten Abend, wenn wir in eine Ortschaft kamen, den Dorfvorsteher oder eine andere zuständige Person fragen sollten, wo die sowjetischen Truppen stationiert seien. Wenn man uns sagte, dass sie nur zwei oder drei Kilometer entfernt seien, fuhren wir weiter, bis wir die Truppen erreichten. Frau Irena ging dann zum Kommandanten und erklärte, dass hier Kinder aus dem Lager unterwegs nach Hause seien und um Schutz baten, weil wir Angst vor den Deutschen hatten. Daraufhin sorgten die sowjetischen Soldaten dafür, dass uns niemand etwas antat. Wenn die Deutschen uns um Unterkunft baten, schliefen ihre Mädchen bei uns. Auf diese Weise brachte uns Frau Irena bis an die Grenze.

Wir erreichten die Grenze an der Oder, die von sowjetischen Truppen kontrolliert wurde. Wir hatten keine Papiere, keine Dokumente. Die Soldaten teilten uns mit, dass sie uns nicht durchlassen könnten, da es sich um eine internationale Grenze handele und man einen Pass oder ein entsprechendes Dokument benötige, um diese zu überqueren. Doch wir, die Polinnen und Polen aus dem Lager, wollten einfach nur nach Hause zurückkehren, und dafür brauchten wir Hilfe. Doch die Soldaten verweigerten uns diese Hilfe. Wir warteten, aber die Wachablösung auf der Brücke änderte nichts an der Situation. Also gingen wir zum nächsten Wachposten, doch auch dort sagten sie uns, dass es nicht möglich sei. Der Soldat erklärte, dass er nur für die Wache zuständig sei und uns daher nicht durchlassen könne, da es sich schließlich um eine Grenze handele.

Dann erinnerte sich eine von uns, dass wir Zigaretten dabei hatten. Irgendwo auf dem Wagen lagen sie, und wir durchsuchten alles, bis wir schließlich eine Kiste mit Camel-Zigaretten oder einer anderen hochwertigen amerikanischen Marke fanden. Frau Irena sagte: „Ich werde mal sehen, ob wir ihn damit bestechen können.“ Gerade fand ein Wachwechsel statt, und sie ging zu einem der Soldaten. Sie erklärte ihm, dass hier Kinder aus dem Konzentrationslager durchkommen wollten, und fragte ihn, ob er uns durchlassen würde, wenn sie ihm die Zigaretten gäbe. Als er die Zigaretten sah, hob er sofort die Schranke, und wir konnten die Grenze überqueren. Diese Zigaretten waren es, die uns die Rückkehr in die Heimat ermöglichten. Ohne sie, wer weiß, was geschehen wäre – wahrscheinlich hätten sie uns nicht durchgelassen.

Małgorzata Grygiel

Bitte erzählen Sie uns, was passiert ist, nachdem Sie die Grenze nach Polen überquert haben?

Janina Iwańska

Wir überquerten die polnische Grenze. Doch obwohl es offiziell die Grenze Polens war, fühlte es sich für uns noch nicht wie Heimat an, denn das waren die westlichen Gebiete, einst deutsche Häuser. In unserer Vorstellung war Polen etwas ganz anderes – mit anderen Häusern, anderen Höfen. Es war ein seltsames

Gefühl. Ab und zu fuhr ein Krankenwagen oder die Feuerwehr vorbei. Wir blickten auf die Oder, die die Grenze markierte, und dachten, dass wir nun zu Hause waren. Aber es fühlte sich irgendwie nicht so an.

Wir hielten immer wieder an. Vor uns lagen verlassene Städtchen und verwaiste Dörfer. In den wenigen Orten, die noch bewohnt waren, begannen die Menschen, ihre Habseligkeiten zu packen. Sie zogen fort und ließen ihre Häuser zurück, die bald leer und still dalagen. Damals waren die sogenannten Plünderer noch nicht angekommen – doch später kamen sie, nahmen alles mit und hinterließen nur noch Leere.

Wenn wir uns für die Nacht irgendwo niederließen, fanden wir oft noch ein bisschen Bettwäsche, Töpfe, Lebensmittel – eigentlich alles, was man brauchen konnte. Die Leute verließen ihre Häuser so wie wir damals im Krieg, mit einem Kinderwagen oder einem Rucksack. Sie hatten keine Autos, um alles mitzunehmen. Sie nahmen nur das, was sie tragen konnten, und ließen vieles zurück: Bettwäsche, Haushaltsgegenstände, all das, was ihnen nicht mehr nützlich war. Für uns bedeutete das, dass wir wirklich gute Unterkünfte hatten: ordentliche, saubere Häuser, oft ehemalige deutsche, mit warmem Wasser, frischer Bettwäsche, gut gefüllten Kellern und genug zu essen.

Unsere Rückkehr zog sich ziemlich in die Länge, denn manchmal blieben wir, wenn die Bedingungen gut waren, sogar einen Tag länger an einem Ort. Doch schließlich, ganz allmählich, erreichten wir Cześćochowa. Unterwegs geschah noch etwas Besonderes, das ich bisher nicht erwähnt habe: Irgendwie gelang es uns, ein Bild der Schwarzen Madonna von Cześćochowa zu bekommen. Leider kann ich mich nicht mehr genau an die Umstände erinnern, unter denen das passierte. Auf dem Foto ist es deutlich zu sehen – das Bild hing am Wagen und begleitete uns die ganze Reise über. Jeden Abend versammelten wir uns davor, um gemeinsam zu beten. Es war ein festes Ritual, das uns Kraft gab. Vielleicht war es genau dieser Gedanke, der eine der Schwestern, die uns begleiteten, auf die Idee brachte, nach Cześćochowa zu reisen, um dort unseren Dank auszusprechen.

Als wir schließlich in Cześćochowa ankamen, übergaben wir das Bild feierlich der Schatzkammer des Paulinerklosters. Ich habe gehört, dass es noch bis vor kurzem dort aufbewahrt wurde. Im Kloster wurden uns Unterkunft und Schutz gewährt, und wir blieben dort zwei oder drei Tage. Das Erste, was wir taten, war, zur Beichte zu gehen – eine sogenannte Generalbeichte. Dabei mussten wir unser ganzes Leben Revue passieren lassen, uns an alle Sünden seit der Kindheit erinnern und diese beichten. So traten wir alle nacheinander zur Beichte an. Ja... Ich weiß, dass ich das schon oft erzählt habe und mich vielleicht wiederhole, aber es war das erste und einzige Mal, dass mir ein Priester die Absolution für etwas erteilte, das er selbst nicht als Sünde betrachtete.

dass ich etwas zu bekennen hatte – ich hatte gestohlen. Der Priester sah mich an und fragte: „Was hast du denn gestohlen?“ Darauf antwortete ich: „Alles, was mir in die Hände fiel.“ Er hakte nach: „Was genau meinst du mit ‚alles‘?“ Da erklärte ich: „Zuerst Kleidung – als ich aus dem Lager kam, hatte ich nichts zum Anziehen. Später Töpfe und Kochgeschirr, damit wir unterwegs etwas hatten. Und schließlich Lebensmittel – ich habe in den Dörfern sogar Hühner gestohlen.“ Doch der Priester sagte: „Kind, wenn du nur das gestohlen hast, was du zum Überleben brauchtest, dann ist das keine Sünde.“ Er erklärte mir, dass ich das nicht beichten müsse. Das hat mich sehr überrascht – ich hätte nie gedacht, dass es nicht als Sünde gilt. Aber so war es. Wir gingen also alle zur Beichte und anschließend erhielten wir die Kommunion.

Danach verkauften wir den Wagen und die Pferde. Einen Teil des Geldes spendeten wir dem Kloster, und den Rest teilten wir unter uns auf. Es war nicht viel – wir waren 18 Kinder und drei Erwachsene, also mehr als 20 Personen. Ich weiß nicht mehr genau, wie viel für jede übrig blieb, aber es war nur ein kleiner Betrag. Mit diesem Geld wurden wir dann zum Bahnhof gebracht. Am Bahnhof gab es eine Anlaufstelle des Roten Kreuzes, die eine Liste der Heimkehrer aus der Fremde führte. Man trug uns als

Rückkehrerinnen aus einem Konzentrationslager ein und wir bekamen ein kostenloses Ticket nach Warschau.

Wir kamen schließlich mit dem Zug in Warschau an – das Ende einer langen Reise. Unterwegs hatten wir noch darüber gesprochen, dass wir uns später wieder treffen wollten. Doch als wir den Bahnhof an der Towarowa Straße verließen, standen wir wie verloren da. Keine von uns wusste, wo wir überhaupt waren. Überall ragten nur endlose Mauern aus Schutt und Trümmern auf, und zwischen ihnen verlief ein schmaler, ausgetretener Pfad, der sich in die eine oder die andere Richtung schlängelte. Ich wusste, dass ich vom Bahnhof Towarowa nach links, nach Norden, gehen musste, weil dort meine Straße war. Die anderen wussten auch, wo sie hinmussten. Also tauschten wir Adressen aus und versprachen uns, dass wir uns treffen würden, wenn und wann wieder Normalität eingekehrt sei. Doch wir trafen uns nie, denn die Adressen waren nicht mehr aktuell und wir konnten uns nicht wiederfinden.

Ein wichtiges Detail aus meiner Zeit in Częstochowa: Während meines Aufenthalts dort schrieb ich zwei Briefe, um meinen Eltern mitzuteilen, dass ich auf dem Weg nach Hause war. Ich wusste, dass sie nichts von meinem Schicksal wussten – weder meine Mutter noch mein Vater. Von meinem Vater hatte ich keinerlei Informationen, ob er schon zurückgekehrt war, doch ich wollte meiner Mutter unbedingt sagen, dass ich noch lebte. Also verfasste ich in Częstochowa zwei Briefe: Einen an meine Mutter, adressiert an die alte Adresse in der Żytnia-Straße, wo ich früher gewohnt hatte, obwohl dort mittlerweile weder ein Haus noch eine Adresse existierten, und einen weiteren an meine Großmutter auf dem Land. Beide Briefe schickte ich ab.

Ein paar Tage vor meiner Rückkehr war mein Vater aus der deutschen Stadt Celle, aus einem Zwangsarbeitslager, zurückgekehrt. In Warschau fand er meine Mutter und gemeinsam fuhren sie zu meiner Großmutter aufs Land, um meinen Bruder abzuholen. In dieser Zeit hatte ich bereits meine Briefe abgeschickt. Als ich in Warschau ankam, erreichte ein Brief meine Großmutter auf dem Land. Darin teilte ich ihr mit, dass ich am Leben und auf dem Weg nach Hause sei. Daraufhin holten meine Eltern eilig meinen Bruder und machten sich umgehend wieder auf den Weg zurück nach Warschau. Um sie zu finden, begab ich mich zu dem Ort, an dem ich früher gewohnt hatte.

Das Haus gab es nicht mehr, die Straße war komplett mit Trümmern bedeckt, aber die Tore standen noch. In diesen Hoftoren hinterließen die Menschen Nachrichten. Und in einem dieser Tore fand ich eine Nachricht, die von meiner Mutter geschrieben war. „Jasia, wie man mich damals nannte, der Vater ist zurück, wir wohnen jetzt bei Tante Małgorzata in der Pańska-Straße.“ Ich las es und verstand sofort: Mein Vater war am Leben, meine Mutter war am Leben. Durch die Trümmer bahnte ich mir meinen Weg zur Pańska-Straße. Am Nachmittag kam ich dann bei meiner Tante an. Meine Tante wusch mich, gab mir etwas zu essen und sagte, ich solle mich hinlegen und schlafen. Also legte ich mich ins Bett, und am nächsten Morgen kamen meine Eltern mit meinem Bruder, denn sie wussten bereits, dass ich da war. Als sie kamen, schlief ich noch. Wie sie mir später erzählten, saßen sie drei Tage lang an meinem Bett und warteten darauf, dass ich aufwache. Ich schlief so tief, dass ich einfach nicht aufwachen konnte. Schließlich erwachte ich dann doch.

Nachdem unsere Familie endlich wieder vereint war, mussten wir eine Unterkunft finden. Also begannen wir, in den Trümmern nach einer Bleibe zu suchen. Schließlich fanden wir etwas in demselben Haus, in dem auch meine Tante lebte. Sie wohnte in einem Zimmer mit einer kleinen Küche. Ein Teil ihrer Wohnung war zwar beschädigt, aber der Großteil war noch intakt. Vom Treppenhaus aus gelangte man auf der anderen Seite zu ihrer Küche. Ursprünglich hätte es hinter der Küche einen Flur und ein weiteres Zimmer geben sollen, doch dieses war vollständig eingestürzt. Übrig blieben nur die Küche und eine kleine Toilette im Flur. So zogen wir also in diese Küche und lebten dort zu viert – in einem Raum, der kaum ein Drittel der Größe einer normalen Wohnung hatte.

Also suchten wir weiterhin nach einer Unterkunft und zogen von einem Ort zum nächsten – jede neue war ein kleines bisschen besser als die vorherige.

Schließlich bekam ich 1964 eine eigene Wohnung zugeteilt. Doch ich hatte schon Ende 1963 davon erfahren und diese Nachricht ließ mich nicht mehr los. Doch erst als ich in die neue Wohnung einzog, wurde mir das Ausmaß der Veränderung richtig bewusst. Ich wachte eines Morgens auf – ich hatte keine Möbel, absolut gar nichts. Damals konnte man auch kaum Möbel kaufen, es gab einfach nichts. Alles, was ich hatte, war eine sogenannte 'Amerykanka', ein ausklappbares Sofa zum Schlafen. Als ich an diesem Morgen von der 'Amerykanka' aufstand und aus den Fenstern blickte, dachte ich plötzlich: 'Mein Gott, was für eine große Wohnung ich habe! Wie soll ich hier ganz allein leben, während meine Familie immer noch in einer kleinen Küche haust?' Dieser Gedanke ließ mich nicht los. Ich hatte die ganze Zeit ein schlechtes Gewissen und fühlte, dass sie mit mir hätten umziehen sollen.

Später zogen sie noch einmal um – diesmal in ein anderes Haus in der Garażyna Straße. Davor waren wir jedoch in der Wiśniowa-Straße untergebracht, wo wir nur eine Küche als Wohnraum hatten. Irgendwann erfuhren wir, dass es in einem anderen Haus ein Zimmer gab. Es gab dort zwar keine Küche, aber dafür ein großes Zimmer mit einem Fenster. Also zogen meine Eltern in dieses große Zimmer.

Nach einiger Zeit bot eine Frau ihnen an, die Zimmer zu tauschen. Sie wollte ihren Raum übernehmen, und sie sollten dafür einen Raum mit Küche und eigenem Badezimmer bekommen. Allerdings war das neue Zimmer ein Durchgangszimmer, weil im angrenzenden Raum die Schwester dieser Frau lebte, mit der sie ständig im Streit lag. Um die ständigen Auseinandersetzungen zu vermeiden, wollte sie die Zimmer tauschen. Meine Eltern stimmten zu und zogen in das Zimmer mit Küche und Bad, während die Frau in das alte Zimmer umzog. So hatten meine Eltern und mein Bruder schließlich eine richtige Unterkunft mit Küche und Badezimmer.

Das Haus, in dem wir zuvor lebten, war baufällig und wurde mit dicken Balken abgestützt, um den Einsturz zu verhindern. Aber in der Zwischenzeit hatte ich mein Studium abgeschlossen und angefangen zu arbeiten. 1963 bekam ich dann meine eigene Wohnung. Im Jahr darauf, 1964, beschlossen die Behörden, das alte Haus abzureißen. Die Gefahr, dass es einstürzen und Menschen unter den Trümmern begraben werden könnten, war zu groß.

Meine Eltern zogen daraufhin in erneut in eine neue Wohnung. Mein Bruder hatte zwischenzeitlich geheiratet und mit seiner Frau ein Kind bekommen, sodass sie zu fünft in einem einzigen Zimmer wohnten. Doch schließlich bekamen sie eine Wohnung im Stadtteil Służewiec. Zu dieser Zeit entstand dort eine Fabrik für Fertighäuser und man begann mit dem Bau der ersten Plattenbau-Wohnblöcke. Eine der ersten Wohnungen in diesen neuen Wohnblöcken auf Służewiec wurde ihnen zugeteilt, während das alte, baufällige Haus endgültig abgerissen wurde.

Małgorzata Grygiel

Ich möchte Sie noch zu zwei Dingen befragen. Zunächst einmal: Erinnern Sie sich, was Sie empfunden haben, als Sie die Augen öffneten?

Janina Iwańska

Nein, ich kann mich überhaupt nicht daran erinnern. Ich weiß nur, dass ich angekommen bin, gewartet habe und dann schlafen gegangen bin. Ich wusste, dass meine Mutter und mein Vater losgefahren waren, um Heńek vom Dorf abzuholen. Meine Tante sagte mir: 'Sie kommen wahrscheinlich morgen zurück, aber du leg dich jetzt erst mal schlafen.' Also legte ich mich hin – vermutlich mit dem Gedanken, dass sie da sein würden, wenn ich aufwache. Auf jeden Fall erinnere ich mich nicht daran, dass es für

mich ein besonders traumatisches Erlebnis war. Sie kuschelten sich an mich, und dann fingen wir an zu reden. Meine Tanten gaben mir etwas zu essen, und begannen mich auszufragen: Wo warst du? Was ist passiert?

Das war schon Ende August. Am 1. September ging ich wieder zur Schule, diesmal ins Gymnasium. Ich ging sofort wieder zur Schule. Man erließ mir die Aufnahmeprüfung, die ich 1944 hätte ablegen sollen. Ich ging wieder in dieselbe Schule. Mein Name stand bereits auf der Liste der Bewerberinnen, und so wurde ich ohne Prüfung aufgenommen – sogar direkt in die zweite Klasse des Gymnasiums. Damals gab es vier Gymnasialklassen und zwei Oberschulklassen, weil es ein Staatliches Gymnasium und Lyzeum war. Es war übrigens eine reine Mädchenschule.

Małgorzata Grygiel

Ich möchte Sie in diesem Zusammenhang noch etwas fragen. Sie sagten, dass die Tanten Sie gefragt haben, wo Sie gewesen sind und so weiter. Wie haben Ihre Eltern reagiert, als sie erfuhren, dass ihr Kind in einem Lager gewesen war?

Janina Iwańska

Zunächst einmal waren meine Eltern einfach nur glücklich, dass ich überhaupt da war. Ich denke sogar, dass sie sich dessen... nicht wirklich bewusst waren, weil damals eigentlich niemand so genau wusste, was diese Lager wirklich waren. Zu der Zeit kehrten die Menschen gerade erst aus den Lagern zurück, und die überlebenden Häftlinge sprachen in der Regel nicht über das, was sie dort erlebt hatten. Ich selbst habe nur gesagt, woher ich zurückgekommen bin. Später habe ich mein Abitur gemacht und mein Studium abgeschlossen, und niemand aus meinem Bekanntenkreis wusste, dass ich in einem Lager gewesen war.

Es gab nur einen Freund, der mich damit ein wenig aufgezoogen hat. Er nannte mich immer 'die Ernste', weil ich sehr ernst und oft ein wenig traurig wirkte. Manchmal erzählten die anderen Witze, und ich wiederholte diese Witze später, aber auf eine Weise, dass alle lachten – nur ich selbst nicht. So war das bei mir, irgendwie hatte sich das in mir festgesetzt. Und dann sagte er irgendwann: 'Du bist wie die schmerzvolle Mutter Gottes.' Danach begann er immer zu sagen: 'Wo ist unsere schmerzvolle Mutter Gottes?' Er zog mich so lange damit auf, bis es mich wirklich ärgerte. Ab dann ließ ich das nicht mehr zu, weil ich einfach... Sie wussten, dass etwas mit mir nicht stimmte, aber ich erzählte nie davon, dass ich im Lager gewesen war.

Erst später, als das Bewusstsein für die Lager und ihre Geschichte wuchs, begann man, uns offiziell zu registrieren. Es wurde der sogenannte „Verein der ehemaligen politischen Gefangenen der Konzentrationslager“ ins Leben gerufen, und die Menschen begannen, sich dort einzutragen. Eine Freundin rief mich an und riet mir, mich ebenfalls anzumelden. Auf meine Frage nach dem Grund sagte sie: „Man weiß nie, wozu es noch gut sein könnte.“ Also folgte ich ihrem Rat, meldete mich an und erhielt einen Mitgliedsausweis. Erst später erkannte ich den Wert dieser Entscheidung, denn ich erhielt damit einige unerwartete Privilegien. Zum Beispiel konnte ich bessere Essensmarken erhalten, da es damals Rationierungen gab. Dadurch bekam ich etwas mehr zu essen. Als ich versuchte, eine Wohnung zu bekommen, erwähnte ich meine Zeit im Lager, doch anfangs brachte mir das keine Vorteile. Erst als ich später auch an Tuberkulose erkrankte, änderte sich die Situation. Es war keine große Veränderung, aber die Kombination aus meiner Lagererfahrung und der Krankheit verschaffte mir das Recht auf zusätzliche Wohnfläche. Damals wurden pro Person 7 Quadratmeter zugeteilt, doch aufgrund meiner besonderen Umstände durfte ich weitere 7 Quadratmeter beanspruchen. So erhielt ich schließlich das Anrecht auf ein 14 Quadratmeter großes Zimmer.

Der Raum, den ich schließlich bekam, war größer als vorgesehen – ein sogenannter 'Übermaßraum'. Um das Problem zu lösen, musste ich jemanden finden, der den Raum mit mir teilte, damit er nicht als zu groß galt. Zunächst hatte ich die Genehmigung für die Wohnung erhalten, doch dann wurde mir mitgeteilt, dass sie eigentlich zu groß für eine Einzelperson war, und man zog die Genehmigung zurück. Also meldete ich meine Großmutter bei mir an. Sie lebte eigentlich auf dem Land und wohnte bei meiner Tante Małgorzata, bei der immer Menschen unterkamen, die etwas brauchten. Meine Tante war eine sehr hilfsbereite Frau, ebenso wie ihr Mann, der jüngere Bruder meines Vaters – wirklich respektable Menschen.

Meine Großmutter wohnte bei ihnen, weil ihr Haus auf dem Land bei einem Brand zerstört worden war, als die Front vorbeizog. Also war sie hier in der Stadt und lebte bei meiner Tante. Ihre Wohnung befand sich im fünften Stock eines alten Gebäudes ohne Aufzug und die Etagen waren besonders hoch. Als ich die Wohnung bekam, die eigentlich zu groß für eine Einzelperson war, bat ich darum, meine Großmutter anzumelden. Sie lebte im fünften Stock ohne Aufzug, während ich eine Wohnung mit Aufzug und Balkon hatte. Meine Großmutter war 92 Jahre alt, also schrieb ich einen Antrag, in dem ich darum bat, dass sie ihren Lebensabend unter besseren Bedingungen verbringen könne. Und die Behörden stimmten zu und erteilten mir die Genehmigung.

Ich bekam die Wohnung auf meinen Namen und auf den meiner Großmutter im November 1963. Doch meine Großmutter starb bereits im Januar 1964. Ich habe oft gedacht, dass sie so lange lebte, damit ich die Wohnung bekommen konnte. Denn wenn ich keine Großmutter mehr gehabt hätte, hätten sie mir die Wohnung wieder weggenommen.

Małgorzata Grygiel

Wir kommen nun langsam zum Ende des Gesprächs, aber ich würde gerne noch einmal auf einen Punkt zurückkommen. Sie haben ja erwähnt, dass Ihr Vater in die Widerstandsbewegung involviert war. Hatten Sie in dieser Zeit die Gelegenheit oder wurde Ihnen vielleicht sogar nahegelegt, in irgendeiner Form den Widerstand zu unterstützen?

Janina Iwańska

Nein, nein. Ich habe nur in praktischer Hinsicht geholfen, zum Beispiel beim Kohlenholen. Direkt gegenüber der Fabrik von Paschalski, die von den Deutschen besetzt war, wohnten deutsche Soldaten auf dem Firmengelände. Für den Winter wurden Kohlen und Kartoffeln gebracht, die im Keller der Fabrik gelagert wurden. Die Kellerfenster lagen zur Straße hin, und wenn ein Lastwagen vorfuhr, kippten die Arbeiter die Kartoffeln direkt auf die Straße. Anschließend schaufelten die Deutschen sie durch die Fenster in den Keller. Wir – nicht nur ich, sondern auch die Kinder aus der Nachbarschaft – hatten alle einen gebogenen Draht mit einem scharfen Haken am Ende dabei. Mit Taschen bewaffnet, näherten wir uns vorsichtig dem Kartoffelhaufen, während die Männer die Kartoffeln nach und nach durch die Kellerfenster verschwinden ließen. Geschickt fischten wir mit den Haken die größten Kartoffeln heraus, stets darauf bedacht, unauffällig zu bleiben. Das Einsammeln war streng verboten, also musste alles heimlich geschehen. Wir versteckten uns kurz, warteten auf den richtigen Moment und kehrten dann zurück, um mit dem Draht noch eine Kartoffel zu ergattern. So schafften wir es, nach und nach unsere Taschen mit ein paar Kartoffeln zu füllen.

Wenn der Kohlen für den anderen Keller geliefert wurde, der ebenfalls Fenster zur Straße hin hatte, kippen sie ihn auch auf die Straße und schaufelten ihn dann durch die Fenster. Wir gingen wieder mit unseren Beuteln hinaus, aber der Draht war dafür nicht mehr geeignet. Stattdessen schlenderten wir einfach auf dem Gehweg entlang und kickten dabei heimlich größere Stücke Kohle weg. Wer einen kräftigeren Tritt hatte, konnte ein größeres Stück Kohle weit wegschießen. Dann ging man hin, hob es

auf, blieb kurz stehen, drehte sich um und suchte mit den Augen nach einem weiteren, größeren Stück. Wieder trat man es, damit es noch weiterflog. Doch die Deutschen erlaubten das natürlich nicht, sie bewachten die Kohlen und die Arbeiter mit den Schaufeln.

Manchmal war da aber ein deutscher Soldat, der sich anders verhielt. Oft fragen mich Leute, ob ich je einen anständigen Deutschen gesehen habe, und ich antworte dann, dass es damals einen gab, der wirklich anständig war. Er sah uns, wie wir mit unseren Beuteln aus dem Tor kamen, und er wusste, dass wir etwas zu essen brauchten. Wenn wir uns zum Beispiel den Kartoffeln näherten, zündete er sich in aller Ruhe eine Zigarette an, drehte sich weg und tat so, als würde er uns nicht bemerken. Ich empfand das als einen stillen Akt der Menschlichkeit, während andere uns anschrien oder das Gewehr vom Rücken nahmen, um uns zu erschrecken. Aber sie taten niemandem wirklich etwas zuleide, auch wenn sie uns meistens nicht einfach machen ließen.

Was den Widerstand betrifft, sage ich immer, dass mein Vater uns nie um Hilfe bat und wir nichts von seiner Beteiligung wussten. Erst nach dem Krieg erzählte er uns, dass er selbst nicht einmal ahnte, dass er unter dem Mehl illegales Material transportierte. Genau weiß ich es nicht, denn wir haben nie ausführlich darüber gesprochen, aber ich glaube nicht, dass er bewusst für den Widerstand tätig war. Er hatte einfach eine Stelle gefunden, und der Widerstand nutzte ihn, weil er viele Kontakte hatte und häufig unterwegs war. Er reiste regelmäßig an verschiedene Orte und transportierte Waren. Schließlich führte ihn sein Weg nach Kielecczyzna, wo die Deutschen ihn verhafteten. Deshalb kann ich nicht behaupten, dass mein Vater ein großer Held war, der bewusst im Untergrund aktiv war. Er wurde zwar für seine Arbeit im Widerstand verhaftet, doch ob absichtlich oder unbewusst – das bleibt ungewiss. Damals wussten wir nichts davon.

Małgorzata Grygiel

Vielen Dank, dass Sie sich Zeit für und nahmen und Ihre Geschichte mit uns teilten.